

Gott straf England

vor R stack. ml

Gott straf England

Meine Diplomatenfahrt ins verichloffene Land

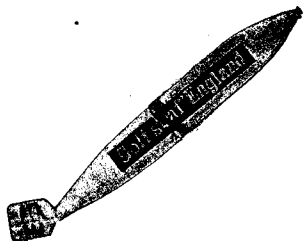


von Legationssekretär Dr. v. Hentig.
ULLSTEIN-KRIEGSBÜCHER - 1,25 MARK

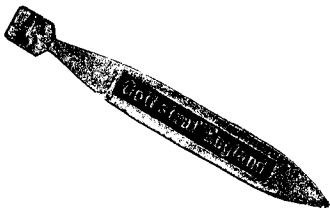
Manfred Herrmann

Hannover

Kohlrauschstraße 17



*Meine
Diplomatensfahrt
ins verschlossene Land*



[308]

Meine Diplomatensahrt ins verschlossene Land

VON
LEGATIONSEKRETÄR
Dr. Werner Otto von Gentig



1918

Ullstein & Co Berlin-Wien



Inhalt

	Seite
Einleitung des Verlags	9
Vorwort des Verfassers	17
Von der Disfront bis Bagdad	19
Der Auftrag — Vorbereitungen — Besuche in Konstantinopel — Durch die cilicische Pforte — Den Euphrat hinunter	
Löwe und Sonne im Krieg	41
In Persien — Erste Zwischenfälle — Nach Teheran und Isfahan	
Vierzig Tage in der Salzwüste	48
Kamele, Schläuche, Treiber — Ausbruch — Im Sandmeer — Verirrt — Tag um Tag	
Durchbruch durch die feindlichen Linien	66
Die heißeste Stadt der Welt — Feldzügepläne — Auf- forderung zum Tanz — Dr. Beckers Schicksal — Krieg in der Wüste — Wüstenwanderer — Dicht am Feind — Honey soit qui mal y pense — Durch die feindliche Sperrkette — Der Übergang	
Zehn Monate in Afghanistan	87
Eintritt ins verschlossene Land — In Kabul — Der Emir — Unsere Mission — „hoch an!“	
Über Hindu Kush und Pamir	106
Das niegesehene Land — Pferdchen und Maultiere — In Schnee und Sturm — Hadji Kalif und Abdje — Faisabad — Das Dach der Welt — In kirgisischen Furten — Übermals durch den Feind — Russische Vorposten und Espione — Die Fahrradspur — In höchster Not — Gerettet — Über die Kraft — Endlich!	

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1918 by Ulstein & Co., Berlin.

Durch die chinesischen Wüsten	Seite 163
Turkestan, die Wölferwiege — Phantastische Späher — Telegramme, die ihn nicht erreichten — Eine Nacht des Spuks — Einhunderdreißig Tage durch die Wüsten Chinas	
Der umgekehrte Robinson	193
Weihnachtsabend — Wieder in einer Bahn — In Hankau	
Die Reise im Kleiderschrank	205
Neue Verwicklungen — An Bord der „Ecuador“ — Blinder Passagier — Eine Schwimmpartie — An Land! — Eine Fahrtarte nach San Francisco	
Der letzte Weg	236
Angel Island — Amerika durchs Wagenfenster — Unter deutscher Flagge	

Einleitung des Verlags

Die menschliche, körperliche und geistige Leistung, die in diesem Buche dokumentiert wird, ist nicht nur eine der unerhörtesten in diesem Kriege, sie dürfte überhaupt in der ganzen Geschichte der Forschung und des abenteuerlichen Erlebens auf Erden nicht oft erreicht oder gar übertroffen worden sein. Diese Expedition durch Vorderasien, Mesopotamien, quer durch die fast noch unbegangene persische Salzüste, durch Afghanistan, über den Hindukusch, eines der höchsten Gebirge der Welt, die pfadlose Überschreitung des Pamir-Plateaus, des „Daches der Welt“, wie sie noch keines Europpers Fuß gegangen ist, der endlos mühselige Zug durch Chinesisch-Turkestan, durch die unendlichen Eindden des chinesischen Kolonialreiches und durch die Wüste Gobi bis an den Stillen Ozean, das allein, wäre es unter normalen Verhältnissen vollbracht, würde zu den Höchstleistungen der bekanntesten Pioniere zählen. (Von Bagdad bis zur chinesischen Eisenbahn war es ein Weg von über fünfzehntausend Kilometern, in Marsch und Ritt zurückgelegt.) Die Aufgabe der Expedition war indessen noch wesentlich erschwert durch ihren Zweck, durch die diplomatische Mission, die sie in Zentralasien zu erfüllen hatte. Der ganz besondere Charakter dieser Sendung belastete Sinn und Herz des Expeditionsleiters aufs äußerste, steigerte freilich auch das Verantwortlichkeitsgefühl und die

allgemeine Moral aller Teilnehmer zu jener Willenshärte, welche die Erfüllung der Aufgabe erst möglich und die undenkbar scheinende Widerstandsfähigkeit der Menschen erst erklärlich und verständlich macht. Zu alledem war auch noch Krieg! Die Expedition hatte sich nicht nur durch die überall lauende, verräterische Spionenkette durchzuschleichen, sie hatte sich auch durch die wartende, ziffermäßig tausendfach stärkere Zahl der feindlichen Soldaten durchzuschlagen. Der Krieg zwang schließlich den Expeditionsleiter, den Rückweg in die Heimat — und nur eine glückliche Wänderin konnte die Früchte seiner Arbeit dem Vaterlande erhalten — in einer völligen Erdumkreisung zu suchen, unter Umständen, die das Maß des menschlich Erträglichen immer wieder überschritten.

Die unvergleichliche Materie dieses Buches entschuldigt wohl nicht nur, sondern macht eine sonst nicht übliche Einleitung des Verlags unmittelbar notwendig. Ihm scheinen für das volle Verständnis des Lesers die folgenden Anmerkungen unerlässlich, die der Autor, der Kaiserliche Legationssekretär Dr. Werner Otto von Fentig, aus persönlichen und sachlichen Gründen nicht selbst machen wollte und konnte.

Über die diplomatische Aufgabe, die zu erfüllen war, konnte sich der Verfasser im Rahmen dieses Buches nicht verbreiten. Ihre Wichtigkeit und Gefährlichkeit erhellt aber schon aus dem äußerlichen geographischen Umstand, daß das Gebiet, nach dem sie zielte, Afghanistan, an die

Nordwestgrenze des indischen Kaiserreiches sitzt, also ein Brennpunkt der politischen Wachsamkeit Englands ist. Insbesondere war England stets bestrebt, Afghanistan, den Sitz einer tapferen mohammedanischen Bevölkerung, in dem noch viel nationale Selbständigkeitsempfindungen leben, vollständig von der übrigen Welt zu isolieren, zu seiner alleinigen Einflußsphäre zu machen. Die Geschichte der englisch-afghanischen Beziehungen im neunzehnten Jahrhundert ist eine einzige Folge blutiger Zusammenstöße, schwerer Schlachten, die nicht immer englische Siege waren und niemals zu einer Unterwerfung der Afghanen führten, obwohl die Afghanen durch endlosen inneren Zwist sich selber schwächten. Die Abschließung des an sich schwer zugänglichen und fremdenfeuers Afghanistan ist aber seinem Herrscher, dem Emir, der darin kräftig unterstützt wurde von den Engländern, ziemlich gelungen. Die englisch-russischen Interessengegensätze wurden durch das vor zehn Jahren ratifizierte sogenannte Pamir-Abkommen vom 31. August 1907 vertagt. Darin verpflichtete sich u. a. Rußland, für alle politischen Beziehungen zu Afghanistan englische Vermittlung zu gebrauchen und „keinerlei Agenten nach Afghanistan zu schicken“, wogegen England von jeder Besetzung Afghanistans Abstand nehmen sollte. Die unbegrenzte englische Furcht vor fremden Agenten im Sinne von politischen Vertretern anderer Länder in Afghanistan bewirkte eine so rigorose Absperrung des Landes, daß die Afghanen tatsächlich kaum einen außer-

englischen Europäer kaum gelernt haben und die Literatur über Afghanistan auf ein paar unzulängliche Bücher englischer Offiziere und Geographen beschränkt ist. Diese Furcht erklärt auch, daß der Zug des Regierungsvertreters einer feindlichen Macht nach dem in Wahrheit „verschlossenen Land“ die Engländer mit russischer Hilfe zu dem ungeheuer kostspieligen Aufgebote einer mehr als zehntausendköpfigen militärischen Abwehr veranlaßte, die aus Indien und Südrußland verpflegt und retabliert werden mußte. Diese monatelange Befestigung feindlicher Kräfte und Mittel ist als beträchtlicher Nebenverfolg der deutschen Expedition zu buchen. Aber aus alledem ist auch die bittere Todesdrohung zu verstehen, mit der England (zu den Todesgefahren der Wästen) die Teilnehmer und qualiterest den Leiter der deutschen diplomatischen Mission an jedem einzelnen Tag ihres Unternehmens verfolgte.

Die kaum voll zu erfassende Leistung dieses Zuges durch dunkelste Wästen wird die begreifliche Neugier des Lesers wecken. Er wird erfahren wollen, wie eigentlich Menschen beschaffen sind, die alle Vorbedingungen solcher Leistungs- und Lebensfähigkeit in sich vereinigen. Die Persönlichkeiten der Hauptteilnehmer sind in der Schilderung des Verfassers profiliert. Aber er selbst, der die größte Last und Pflicht zu tragen hatte, brachte es nicht über sich, ein Selbstporträt zu zeichnen. Ein kurzer biographischer Abriss sei deshalb als notwendige Ergänzung hierhergestellt.

Werner Dito von Hentig ist als ältester Sohn des früheren Koburg-gothaischen Staatsministers und Bundesratsmitglieds Dr. von Hentig am 22. Mai 1886 in Berlin geboren, stand also beim Antritt der Expedition im neunundzwanzigsten Lebensjahr. (Jugend ist hier nicht erstaunlich, jugendliche Elastizität und jugendliche Kraft waren vielmehr Voraussetzung.) Die Abgangsprüfung bestand er am Gymnasium Ernestinum in Gotha. Er diente sein Jahr beim ostpreussischen 3. Kürassierregiment Graf Wrangel, zu dessen Reserveoffizieren er als Oberleutnant gehört, studierte in Grenoble, Berlin, Paris, Bonn, Königsberg, machte 1909 sein Referendariat und Doctorexamen, trat in die juristische Praxis beim königlichen Kammergericht, lernte u. a. auch ein Jahr hindurch in Wien die österreichischen Rechtszustände kennen, machte Studienreisen nach England und Belgien und trat 1911 in den auswärtigen politischen Dienst. Dieser führte ihn zunächst als Attaché nach Peking, wo er die chinesische Revolution miterlebte. Seine Versetzung nach Konstantinopel gab ihm 1913 Gelegenheit, von China zurückkehrend, eine ausgedehnte Studienreise durch Korea, Japan, Mittel- und Südchina, Cochinchina, Java, Sumatra, Ceylon, Ober- und Unterägypten zu machen. Von Konstantinopel kam er zur Deutschen Gesandtschaft nach Teheran. Der Kriegsausbruch fand ihn bei der Schlichtung eines Streites zwischen deutsch- und russensfreundlichen Persern in Isfahan. Er ritt sofort durch Kurdistan nach Mossul und eilte über Anatolien und Konstantinopel nach Berlin zurück. Am 1. Oktober 1914 war er schon bei

seinem Regiment im Felde, nahm an allen Gefechten, u. a. auch an der Winterschlacht in Masuren, teil und wurde mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet. Im März 1915 wurde er nach Berlin berufen, wo er mit der Durchführung der politischen Sendung nach Zentralasien betraut wurde.

Für die Beurteilung seiner körperlichen Befähigung mag es interessant sein anzumerken, daß Werner Ditto von Hentig nicht grundsätzlicher, aber doch praktischer Alkoholabsinierler ist, auch nicht raucht, Obst und Milchnahrung bevorzugt. Neben seiner, vom Vater geleiteten, überwiegend intellektuellen Erziehung wurde die körperliche und sportliche Auszubildung nicht vernachlässigt. Er ist ein trainierter Dauer schwimmer. Schon als Siebzehnjährigem wurde ihm die Rettungsmedaille am Bande und als Einundzwanzigjährigem das Kreuz zum Allgemeinen Ehrenzeichen mit dem gleichen Bande verliehen. Im Reitfattel ist er zu Hause. Als Attaché in Peking legte er einen Distanzritt nach Tientsin zurück, das er in einem Tage erreichte. Auch sein Gewalttritt durch Kurdistan nach Kriegsausbruch wurde ihm zur guten Vorübung — für die nachstehend geschilderte Expedition. Alles übrige muß man wohl auf Rechnung der guten Gasse setzen, die ihm, wenn er auch keine auffällig kräftige Erscheinung ist, doch schier übermenschliche Zähigkeit und eiserne Gesundheit übererbt haben muß. Jedenfalls hat er, soweit bisher erkennbar geworden, keinerlei körperlichen Schaden davongetragen, außer einer

schnell wieder behobenen leichten Herzneurose. Längst ist er wieder im auswärtigen Dienst (in einer Hauptstadt des Biers Bundes) tätig.

Der nachdenkliche Leser wird in diesem Buch noch mehr finden als die atemberaubende abenteuerliche Spannung. Er wird den feinsten Zusammenhang ahnen zwischen dieser Leistung und dem allgemeinen Heroismus, der heute die deutsche Menschheit aufrecht hält, der sie in ihre sichere Zukunft trägt. Er wird die aus solchen Taten erwachsende Geltung des deutschen Namens in fernsten Ländern verstehen, und er wird — das Wichtigste von allem — der Dehnung des politischen Gesichtsfeldes gewahr werden, deren möglichste Verallgemeinerung für uns nach dem Krieg Entwicklungsnotwendigkeit sein wird.

Vorwort des Verfassers

In der Not und Glut des erdumfassenden Krieges zog ich hinaus für mein Vaterland, mich einer Aufgabe hinzugeben, deren Größe und Schwere erst am Ende übersehen werden konnte. Wahrlich, nur die Erkenntnis kommender Schwierigkeiten gab mir den Mut, sie bestehen zu wollen. Ein gnädiges Geschick hat mir die Heimkehr von weiter Fahrt ermöglicht. Nun sollen diese kleinen, nur durch die Karte zusammenhängenden Wegbilder der Allgemeinheit eine erste Kunde bringen, wie weit und wie stark die Kämpfe unserer Tage in ungekannten Ländern wirkten. Sie soll die weltweiten Raumverhältnisse zeigen, mit denen unsere Zukunft als Volk und Staat zu rechnen haben wird, und Erlebnisse schildern, denen der Verfasser von Herzen wünscht, daß sie deutsche Mannheit zur Tat aneifern, wo immer sie gelesen werden. Sie sollen auch danken denen, die in ferner Einsamkeit mir um des deutschen Namens willen Gastlichkeit und Schutz boten, trotz der Gefahr für sie selbst. Sie sollen endlich denen, die heute unsere Feinde sind, laut sagen, daß es vergeblich ist, die Wahrheit auf die Dauer zu verhüllen. Leuchtet doch schon ein Schein davon im wegentlegenen Osten bei den Kindern der Natur!

Madlow i. d. Mark, 26. Juli 1917.

Von der Ostfront bis Bagdad

Der Auftrag

Herr Leutnant sind in den Großen Generalstab berufen," so meldete mir an einem milden Mittag des März 1915 der hünenhafte Kürassierwachtmeister Vanselow in einer durch Wohlwollen gemilderten Strammheit. „Wie können Sie alter Etatsmäßiger nur so etwas sagen?“ antwortete ich. Vanselow aber lächelte nur über sein ganzes, erst während des Krieges zu wachmeisterlicher Fülle gerundetes Gesicht und meinte: „Der Herr Leutnant werden schon sehen. Die Division hat heute nacht einen Funkpruch bekommen. Der Herr Rittmeister hat ihn, und ich habe ihn selbst gelesen.“

Wirklich! In der kleinen polnischen Bauernstube unseres Quartiers wurde ich bereits mit Hallo von den jungen und jüngsten Kameraden empfangen. Sie wußten, daß von Weihnachten her noch zwei Fl. schen Schaumwein in meinem Besitz waren. Weil ich derlei Gaben nicht recht zu würdigen verstand, so spekulierten alle darauf, daß der große Moment ihnen das seltene Getränk überliefern würde. Ich aber wollte erst Gewißheit über die sogenannte Berufung haben; es konnte sich doch höchstens um Fragen handeln, die man mir über die im Anfang des Krieges durchrittenen Teile Persiens und Kurdistan stellen würde.

Das Telegramm selbst gab mir hierüber keinen Aufschluß. Es befahl nur, mich sofort in Berlin zu melden.

So schien mir die ganze Sache auf eine Hinz und Herzreise hinauszu laufen; das kam mir aber gar nicht gelegen. Ganz vorn in der Front, wo man keinen anderen Menschen als die Kameraden der engeren Einheit zu sehen bekommt, wird man bald ein so starker Welthasser, daß man von dem Treiben draußen nichts sehen möchte, um nicht die schwer erkämpfte Entfugung sich immer wieder neu erringen zu müssen.

Freude machte es mir nur, nach so langer Zeit des Grabenkampfes wieder einmal mein Pferd satteln zu können. Meine Paktaschen und der russische Rucksack, den mein treuer Bursche, Reis als einziges Gepäck, stets mitgeschleppt hatte, wurden auf ein Bauernwägelchen verladen, und fort ritt ich im eisigen Sturmwind, aber mit dem Erleichterungsgefühl des Reiters, der nach langem Wandern in schweren Stiefeln wieder im Sattel sitzt. Daß die Gegend auch hinter unserer Front unsicher war, hatte ich in meinem jugendlichen Leichtsinne nicht bedacht.

Zum erstenmal sah ich auf diesem hundertfünfzehn Kilometer langen Tagesritt bis zum Quartier des Armeekommandos in einer gewissen Ruhe das großartige Gewebe des Krieges; Feldlazarette, Verwundeten sammelstellen, Trainkolonnen und endlich die Zentralen, in denen alle Fäden einer weitverzweigten Front zusammenlaufen.

In Sejnny hatten wir zunächst übernachten wollen. Das ganz kleine Städtchen war mit meist noch unverbundenen Verwundeten überfüllt. Ich sah in Zimmer, wo die Leute auf bloßem Boden noch in ihren schmutzigen, blutdurchtränkten Sachen so dicht aneinander lagen, daß die Wärter,

auch wenn sie auf gesunde Glieder zu treten sich nicht scheuten, kaum zu den in der Erde Liegenden gelangen konnten.

Dort war also unseres Bleibens nicht.

In den großen Wäldern vor Augustowo hatte die schwere und leichte Artillerie den Schnee zu Eiswellen zusammengedrückt. Vorsichtig, das Pferd am kurzen Zügel führend, schlitterten wir mühsam durch die stille Nacht. Ob und zu ließ sich ein Knaden im Forst hören. Dann freute ich mich auf eine Begegnung mit versprengten Kosaken auch noch über den Augenblick hinaus, wo mir das Fehlen jeder Handfeuerwaffe zum Bewußtsein kam. Außerhalb der Wälder wurden häufig grell in die Dunkelheit schneidende Lichtbahnen, die Lichter langsam herantatternder Automobilzüge, sichtbar. Gegen zwölf Uhr war das gänzlich ausgestorbene Armeekorps erreicht. Ich schlief auf einem zerbrochenen Stuhl. Am nächsten Morgen nahm mich ein Generalstabler nach dem Hauptquartier Ost, das damals in Lögen war, mit.

Im D-Zug Königsberg—Berlin drang ich in ein von einem jungen Kurier belegtes Abteil ein. Er wehrte sich zwar zunächst gegen meine Gesellschaft, erklärte mich sogar für besonders verdächtig, weil ich in Offiziersuniform sei, gab mir aber schließlich, sooft er das Abteil verließ, seine Depeschen in Obhut.

Am dritten Morgen nach meiner Abberufung stand ich vor dem mir im Funktspruch bezeichneten Zimmer des Generalstabes. Froh, mich noch erreicht zu haben — denn recht häufig hatten derartige Befehle den Angerufenen nicht mehr am Leben getroffen —, weihte man mich

in die mir zuge dachte Aufgabe ein. Ich sollte im Auftrag meiner Zivilbehörde, des Auswärtigen Amtes, nach Afghanistan gehen, um eine Verbindung mit dem Emir anzuknüpfen.

Von der Zeit meines diplomatischen Dienstes in Persien wußte ich, was in diesen wenigen Worten lag. Fast noch nie, auch in Friedenszeiten, war ein Deutscher aus Afghanistan wieder herausgekommen. Die scharfe Bewachung der afghanischen Grenze auf der indischen sowohl wie der turkistanischen und persischen Seite durch Engländer und Russen hatte jeden freien Verkehr mit dem rätselhaften Lande unterbunden. In Kriegszeiten dieses Ziel zu erreichen, wo die Russen ihre Kosakentruppen in Persien ungewöhnlich vermehrt und die Engländer Tausende von Soldaten ihrer indischen Armee nach Beludschistan vorgeschoben hatten, schien mir eine Aufgabe, die ich nicht ohne ernste Bedenken übernehmen durfte.

Sicherlich mußte sich dafür ein Geeigneter finden lassen. Aber diejenigen, die ich selbst hierfür ausgewählt hätte, deckte schon die kühle Erde, oder sie waren bereits mit anderen Entsendungen betraut. Deshalb kein Bedenken, der Sprung ins Ungewisse mußte gewagt werden.

Vorbereitungen

Die erste Frage war die der mitzunehmenden Personen. Allen anderen Vorschlägen gegenüber blieb ich auf dem Standpunkt: möglichst wenige, nur unumgänglich notwendige Leute. Dafür mußten sie ein doppeltes und

dreifaches Maß von Sachkenntnis, Verlässlichkeit und Verwendbarkeit in sich vereinigen.

Einigen indischen Herren sollte eine Sonderaufgabe zufallen. Unter ihnen befand sich ein Prinz, der mir aufgedrungen war. Seine Landsleute kamen aus Amerika. Die Eskorte waren sechs Afridis, kriegerische Männer aus den Gebirgsstämmen an der indischen Nordwestgrenze, die sich freiwillig gemeldet hatten. Eine einzige Belohnung für ihre Teilnahme an der Expedition erbaten sie sich: ein modernes deutsches Gewehr.

Von Europäern nahm ich von Berlin aus nur zwei mit mir. Ich brauchte einen Arzt und fand ihn in Stabsarzt Dr. Becker vom Garde-Jäger-Bataillon, der 1912 bis 1914 am deutschen Regierungshospital in Teheran tätig gewesen war, woher ich ihn kannte. Er kannte besonders alle iranischen Tropenkrankheiten, hatte Sprachen- und Landeskennntnisse, war ein vorzüglicher Reiter und Schütze. Er war nach der Rückkehr aus Persien und längerem Frontdienst noch unternehmungslustig genug, sogleich an meiner Expedition teilzunehmen, die ihn nach tollen Fährlichkeiten schließlich wieder in Gefangenschaft, in russische, führte. — Von ihm werde ich noch oft sprechen müssen.

Der andere Deutsche war ein junger Kaufmann, Walter Röhr, ein Magdeburger, der seit seinem siebzehnten Lebensjahr in Nordpersien lebte, seit 1913 auf leitendem Posten in Schiras. Als der Krieg ausbrach, eilte er sofort nach Deutschland, schlug sich auf einem kleinen Segelboot durch die englischen Schiffe auf dem Persischen Golf nach Basra durch und kam über Bagdad und durch die Türkei nach Hause.

Er sprach alle türkischen und persischen Dialekte wie ein eingeborener Schriftgelehrter, verstand sich großartig auf der Behandlung der Treiber, Führer usw. da unten, war von überwältigendem Zieleifer und bei der Durchführung unserer Karawanenzüge schlechtthin unerreglich. Er ging mit mir den ganzen langen Weg von Berlin bis an die Südküste Chinas in treuer Kameradschaft.

Vierzehn Berliner Tage verstrichen in angestrengtester Reisevorbereitung. Sämtliche Teilnehmer der Mission mußten mit Zivils und Tropensachen ausgerüstet, das Gepäck in äußerster Beschränkung mit Überlegung zusammengestellt, Geschenke besorgt, die wissenschaftliche und ärztliche Ausrüstung gewählt, vor allem in jeder Richtung der politische Erfolg, soweit es von der Heimat aus geschehen konnte, bedacht, vorbereitet und gesichert werden.

Was ich an Zeit erübrigen konnte, widmete ich meinen Leuten. Um sie vor Neugierigen und auch Unberufenen zu schützen, waren sie in der Stadtvogtei untergebracht. Bei der Verfassung der Zivilisationserrungenschaften, Lackstiefel, Borhemden, Kragen und Schlipse, half mir ein Untersuchungsfangener, der sich glänzend mit seinen braunen Freunden verständigen zu können schien. Nach längerem Wechseln der verschiedenen, für ein Pauschal von je sechzig Mark erstandenen Anzüge, nach tüchtigem Würgen an den Kragen und Zerten der Krawatten stand statt der fremden Krieger in ihrer kleidsamen Uniform und dem romantischen Turban nur ein Häuflein europäisch angekleideten Unglücks vor mir. Linkisch, aber vergnügt folgten sie mir am 1. April in einen Kreuzer, um der Feier von Bismarcks Hundertstem

Geburtstag beizuwohnen. Es stärkte sichlich meine Autorität bei den Leuten, daß ich mit der Frage nach dem höchstkommandierenden die Schutzmannsketten durchschritt und meine Schar, ohne mich von dem Stadtkommandanten von Berlin einschüchtern zu lassen, auf einen uns angewiesenen Platz führte. Der tiefste Eindruck der Feier war ihnen der Präsentiergriff der Ehrenkompagnie, vertieft durch den Umstand, daß die großen Kerle dem kleinen Schachzadeh, dem Prinzen Wilhelm, diese Ehrenbezeigung erwiesen. Ein Zufall spielte uns später, am Ziel, eine englische Zeitschrift mit einem großen Bild jener Feier in die Hand. Die Leute konnten sich gar nicht genug tun, von unseren Soldaten und ihren sonstigen Erlebnissen zu schwärmen.

Tag für Tag klärte sich der Wust der Geschäfte. Die Koffer waren gepackt, die Bündel der Leute noch unter meiner persönlichen Aufsicht geschnürt, sie alle noch mit den letzten Errungenschaften des deutschen Kriegsgewerbes, wie Taschenlampen, Soldatenmessern, Uhren und Spiegeln, ausgerüstet. Die Fahrt nach Konstantinopel für die erste von drei Gruppen — denn wir mußten uns trennen, um nicht bei der Fahrt durch das noch „neutrale“ Rumänien Schwierigkeiten zu haben — wurde festgesetzt.

Im letzten Moment schloß sich uns noch ein Jnder an. Er hieß Seyed Achmed und wurde mir von den anderen als geschickter Koch und zur persönlichen Bedienung empfohlen. An diesem überlangen Naturkind, das in Indien eine Berühmtheit wurde und von den Engländern deshalb besonders gejagt wurde, weil sie an ihm ein abschreckendes Beispiel statuieren wollten, an ihm lernte ich die hoch-

anständige Seele des einfachen Jnders kennen. Es ist keine Redensart, wenn ich ihn nach dem gemeinsam Erlebten als Freund bezeichne.

Am 14. April 1915, im D-Zug nach Wien, sah ich die Lichter Berlins hinter mir verblinden.

Besuche in Konstantinopel

Bei Mustapha Pascha passierte der Zug die türkische Grenze. Statt des Abends um elf Uhr trafen wir, durch Militärzüge aller Art aufgehalten, nach zwei Uhr in Konstantinopel ein. Konstantinopel mit seinem unkontrollierbaren Menschengemisch ist von jeher eine Hochschule der internationalen Spionage gewesen. So galt es denn hier, sich ganz besonders in acht zu nehmen. Ich stieg deshalb mit meinen Leuten da ab, wo sonst niemand hingehet, wenn er unbeobachtet zu sein wünscht: im ersten Luxushotel. Meinen Afridis waren indes Seidens und Daunendecken bald so ungemütlich geworden, daß sie gerne unter dem Kommando Dr. Beckers nach dem Innern Anatoliens aufbrachen. Für mich galt es noch einige wirtschaftliche und politische Vorbereitungen zu treffen, ehe ich endgültig den großen Marsch antrat.

Nach langen, eingehenden Beratungen wurden mit der Deutschen Bank eine Reihe Wege zur Überweisung von Geld verabredet. Um aber ganz sicher zu gehen, nahm ich den größeren Teil der voranschichtlich nötigen Summe in barem Golde mit mir. Welche Erschwernis diese Maßregel bedeutet, kann man sich in unseren Kulturverhältnissen,

namenslich bei der Gewöhnung an bargeldlosen und Papierverskehr, kaum vorstellen. Schon in einem Land mit geordneten Polizeiverhältnissen verlangt eine solche Barsumme unablässige Bewachung, in Räuberländern bildet sie eine stete, unmittelbare Gefahr für alles, was sich in der Gesellschaft des Goldes befindet.

Im Verkehr mit der türkischen Regierung fand ich das größte Entgegenkommen. Wie oft bin ich, nachdem all die scharfen Prüfungstationen passiert waren, in dem großen Konferenzsaal des Seraskirrat auf und ab gewandert, des Eintritts bei Enver Pascha harrend! Der stellvertretende Höchstkommmandierende der Türkei hatte sich, seit wir auf dem ostpreussischen Truppenübungsplatz Irys, dem lauten Kasinoleben entstehend, des Abends lange Gespräche gepflogen hatten, nicht viel verändert. Er sah womöglich noch entschlossener aus, sicher aber verschlossener. Seine Jugend umgab sich mit einer unnahbar scheinenden, aber doch natürlich Würde. Obwohl er eigentlich mehr schüchtern war als das Gegenteil, setzte diese Würde jeden in eine gewisse Verlegenheit, der mit ihm zu tun hatte. Hatte man aber Ernstes mit ihm zu verhandeln, so durfte man auf schnelles, sofort in Telephonbefehle umgesetztes Verständnis rechnen.

Mit dem viel lebhafteren Talaat, dem jetzigen Großvezier, hat er die ungesäumte, durchdringende Erkenntnis der Dinge, ihrer politischen Notwendigkeit und praktischen Durchführbarkeit gemein. Beide Staatsmänner konnte man mit dem Gefühl verlassen, daß sie wissen, wohin sie wollen, daß sie deshalb auch in dunkler Nacht dem Pferd die Zügel nicht auf den Hals legen werden.

Einen nicht weniger tiefen Eindruck hinterließ mir die Persönlichkeit des Scheich ul Islam. Die Audienz bei ihm war von Enver in seiner raschen Art — ohne Aufschieder zu handeln — improvisiert worden. Wir fuhren vor dem herrlich gelegenen Hause vor, gingen durch die weichen kühlen Hallen, in denen gerade zum Mittagsgebet gerufen wurde, und warteten in der Ecke eines in jeder Hinsicht geistlichen Thronsaales auf den mohammedanischen Pontifex maximus. Das Nahen seiner hohen Gestalt brachte zum Bewußtsein, wie beschämend wenig äußere Würde der moderne Europäer im allgemeinen darzustellen versteht. Von diesem Priester ging eine Erhabenheit aus, wie sie noch die katholische Kirche in den besten Vertretern ihrer Tradition hat. Der Scheich ul Islam — wie gründlichsten orientalischen Gelehrten — ist einer europäischen Sprache nicht mächtig. Es entstanden Pausen, deren Seine Hoheit, uns milde und ruhig anschauend, Ungeduld lange auf den Klingelknopf drückte. Vergessen könnte das Läutewerk durch die stillen Hallen. Endlich schien ein sympathischer junger Geistlicher, das Amt zu übernehmen. Ihn verwirrte aber die seines hohen Herrn und Meisters derart, daß er sich weder ihm noch uns verständlich machen konnte. In letzter wurde aus einem nahen Bureau ein Stabsarzt gerufen, der mit hervorragendem Geschick die Worte wiedergab.

Hinter einem Riesenschreibtisch herunterkletterte, um uns die Hand zu schütteln. Die Krönung unserer Gesuche war eine Audienz beim Sultan, die des Krieges wegen als Privatempfang in Dolma Bagische vor sich ging. Ich stieg am Hotel in den Wagen, hieß den Kutscher voranfahen und nannte ihm dann erst unser Ziel. Um Vortor des Palastes kam mir ein Flügeladjutant entgegen. Wir wurden nach kurzer Verstandigung durch einen Garten von paradiesischer Schönheit geführt. Des Palastes weite, aber nicht hohe Vogenhallen lagen wie ausgestorben. Ehrenposten, statuengleich unbeweglich, saß man sie zuerst nicht sah. In einem bequem mit Lederseffeln eingerichteten Seitengewach hörte uns zu nächst der Erste Kammerherr. Hier wurde auch gasflich der Kaffee gereicht, der sonst die Feierlichkeit der späteren Besuche unterbrochen hätte. Endlich durften wir, durch die Reihe stummer Diener hindurch, näher treten. Im Vorzimmer ging uns der Erste Kammerherr voran. Mit tiefer Neigung zur Erde führte er in aller Form die Bewegung durch, die der sonst gebräuchliche türkische Gruß nur noch andeutet. Er schien wirklich von dem prachtvollen Teppich Erde aufzunehmen, sie sich über Herz, Kopf und Schultern zu werfen. In einer unnachahmlichen, tiefhymnischen Weise brachte er dadurch die Ehrfurcht zum Ausdruck, die ein vertrauter Umgang mit dem Monarchen nur vertiefen, aber nicht herabmindern kann. Seine Majestät saß im schwarzen Gehrock vor uns. Ein gewaltiger Diamant übte die faszinierende Wirkung des

Steines in der Stirne Buddhas. Geradezu gerührt waren wir von der menschlichen Herzlichkeit, mit der uns der Sultan Chalifa begegnete. In seinen großen, wasserblauen Augen lag so viel Güte, daß sie außerstande schienen, die Schlechtigkeit dieser Welt zu begreifen. Als dann die Audienz mit einem Segenswunsch für unser Vorhaben abschloß und ich mit stummer Verbeugung mich langsam zurückzog, trat er noch einmal auf mich zu, schüttelte mir beide Hände und sagte mit weicher, warnender Stimme: „Nehmen Sie sich vor den Engländern in acht und lassen Sie sich nicht von ihnen fangen!“ Das versprach ich ihm im Innersten von ganzem Herzen.

Meine Geschäfte in Konstantinopel waren nach drei Wochen unausgesetzter Tätigkeit erledigt. Ich war ungeduldig fortzukommen. Nur die Wahl des türkischen Offiziers, der mich begleiten sollte, war noch nicht getroffen. Am letzten Nachmittag wurde mir der Oberleutnant Kasim Bey genannt und gegen Abend vorgestellt. Er versprach, sich seine ganze Equipierung für eine auf viele Monate gedachte Unternehmung in den zwei Stunden, die noch bis zum Schluß der Läden blieben, zu beschaffen. Wirklich meldete er sich schon vor Ablauf dieser Frist. Er fuhr schnell mit dem letzten Dampfer nach Beler Bey, um dort von seinen älteren Eltern Abschied zu nehmen. Diese Unabhängigkeit von äußeren Umständen, die auch der deutsche Offizier zum ersten Mal erst während des Krieges wieder lernen mußte, hat mir an meinem türkischen Kameraden besonders gefallen.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit dem fahrplanmäßigen Zuge von Haidar Pascha ab. Für das bis zu

Fuße des Taurus aufgegebene Gepäck allein bezahlte ich zweiundsechzig türkische Pfund gleich eintausendzweihundert unddreißig Mark.

Durch die cilicische Pforte

Eisenbahnfahrt durch Anatolien. So schön und fruchtbar dieses Land da sein kann, wo Wasser- und Arbeitskräfte die Bedingungen einer intensiveren Kultur erfüllen, so öde und traurig und dennoch großartig ist der Blick, den man auf weite Flächen des Hochlandes vom Schienenweg aus genießt.

In Eski Schehir beherbergte uns ein ganz türkisch gehaltenes Gasthof. Die patriarchalische Versorgung erinnerte sehr an die alten Gasthöfe aus der Mailcoachzeit, die bis vor wenigen Jahren (und da schon sehr selten) in der englischen Provinz anzutreffen waren. Hier durfte ich auch die Speisefolge für meine mohammedanischen Begleiter ganz dem Wirt überlassen. Mit Schrecken erinnere ich mich noch an den Abend in Wien, im Hotel Imperial, wo plötzlich, an allen Gliedern schlotternd, der Kellner in meinem Zimmer Zuflucht gesucht hatte, weil ihn zwei meiner stärksten Afridis wegen einer Schinkenscheibe, die er ihnen im Aufschnitt brachte, totzuschlagen drohten. Um einen größeren Skandal zu verhindern, hatte ich die beiden in ihren religiösen Grundsätzen getränkten Leute sofort auf die Straße führen müssen, wo sie, bleich vor Abscheu und zornig spuckend, erst allmählich sich beruhigten.

Am Fuße des Taurus, der dunkel und hoch aufsteigt, in Bosanti, das lange Zeit bis zu dem jetzt geschaffenen

Durchbruch durch das Gebirge Endstation der Anatolischen Bahn war, machten wir halt. Die Verhältnisse wurden hier noch primitiver. Die telegraphisch bestellten Gefährte waren nicht da. Die willige Etappe durfte und konnte uns nicht helfen.

So blieb mir nichts übrig, als Leute und Gepäck in einem Lagerschuppen unterzubringen und selbst in der Nacht mit einem türkischen Offiziersaspiranten die kleinen Kutscherherbergen abzusuchen und den Kutschern hohe Prämien für eine Fahrt übers Gebirge zu versprechen. Die allgemeine Requisition der Zug- und Tragtiere hatte ähnliche Wirkungen gehabt, wie bei uns die Festschzung von Höchstpreisen für Nahrungsmittel: Kamele, Döfken, Pferde und Maulesel waren verschwunden. Gegen halb ein Uhr nachts hatte ich endlich acht Wagen beisammen. Die Führer gelobten, wenn ich sie mit Wirkung gegen andere für mich in Anspruch nehmen wollte, pünktlich bei Sonnenaufgang zur Stelle zu sein. Zwei Stunden durfte ich so noch bis zum Dämmern durchfrieren; denn in Bosanti war es, obwohl schon Mai, noch recht kalt. Dazu setzte ein schneidender Wind vom Gebirge herunter, der nach der milden Sonne Cospolis die armen Jüder recht deutlich an Flandern erinnerte.

Die Strecke von Bahn zu Bahn beträgt, wenn ich mich recht entsinne, etwa vierundsechzig Kilometer. Der Freund von Gebirgschönheiten wird für die Steilheit des Weges durch prachtvolle Blicke berg hinauf und thal hinunter, der gute Deutsche mit einiger Geschichtsbildung durch die Vorstellung entschädigt, daß den gleichen Weg Alexanders

Heere, die Legionen des Pompejus und Lucullus, der Apostel Paulus, ja Barbarossa und Molke gezogen sind. Am obersten Engpaß der eigentlichen cilicischen Pforte sind tatsächlich noch Überreste von Stellen und verwaschene Inschriften aus klassischer Zeit zu sehen. Das vorgelagerte Plateau trägt die Befestigungsanlagen Mehmed Allis, in denen noch unlängst, zum Teil verschüttet, die schweren Rohre gewaltiger Geschütze steckten — bis die erste deutsche Kraftfahrer-Abteilung sie herausnahm.

Von Bosanti, das ziemlich hoch liegt, führt der Aufstieg steil, aber kurz zur Paßhöhe empor. So können die Tiere den schrofferen Teil der Strecke mit frischen Kräften zurücklegen und dann mehr oder weniger den Wagen, den sie ziehen, laufen lassen. Während ich bergan als letzter zu Fuß marschiert war, fuhr ich von der Höhe ab voraus, um möglichst noch am gleichen Tage oder in der gleichen Nacht den Zug bis zum Fuße des Amanus benutzen zu können. Da wegen der Kämpfe an den Dardanellen noch immer Truppen aus Syrien nach Konstantinopel gezogen wurden, konnte ich gegebenenfalls die in umgekehrter Richtung gehenden Transportmittel benutzen. Doch das war nicht so einfach, wie es sich niederschreibt. Der Etappenkommandant der Station Tarsus, ein Major, schrieb zwar alles und jeden in Grund und Boden, doch er war äußerst bedächtiger Grieche, rieten mir gleich beim Eintreten, ihn nicht ernst zu nehmen. Abends kam wirklich noch ein Zug mit einem Feldartillerie-Regiment an, der auf der Rückfahrt uns mitnehmen sollte.

Die Einladung ging in musterhafter Ordnung und Ruhe vorstatten. Mannschaften, Geschütze und Pferde, alles machte einen untadeligen Eindruck. Um zwölf Uhr waren alle meine Wagen durch das Nachtdunkel an den Zug herandirigiert. Um elf Uhr lag meine ganze Gesellschaft ineinander verschränkt auf den Polstern. Um zwei Uhr mußte ich in Adana aus dem Zuge. Der telegraphisch benachrichtigte Konsul sollte dort wichtige Papiere persönlich in Empfang nehmen. Er war aber nicht zur Stelle — wie ich später hörte, weil wegen des Kriegszustandes nach neun Uhr niemand ausgehen durfte. So mußte ich den deutschen Bahnbetriebsleiter aus den Federn holen, um ihm meine ebenso wichtige wie gewichtige Bürde anzuvertrauen.

Von Osmanieh hieß man uns noch eine Station weiterfahren. Dort sollte jetzt, da der Feind mit seinen Kriegsschiffen eine Fortsetzung der Fahrt über Alexandrette unmöglich machte, die Endetappe der Bahn sein. Beförderungsgelassenheit indes bot die Etappe nicht, auch war der Kommandant gerade in Osmanieh. Also mit Kasim Bey nach Osmanieh zurück. Kreuz und quer durch das Städtchen auf der Suche nach Wagen. Besprechungen mit einem Kneipwirt und Anzahlung eines türkischen Pfundes förderten zunächst einmal ein Gefährt jutage, das heißt, gezeigt wurde es uns nicht. Dann mieteten wir für fünfzig Piaster, gleich zehn Mark, einen Agenten, der im Wettbewerb mit uns für jeden Wagen, den er brachte, eine Provision erhalten sollte.

Um elf Uhr fanden sich in unserem Sammelquartier, einer kleinen Kneipe, wo Kasim Bey sich durch die neueste

Nummer des Konstantinopler Wigblatts „Karagöz“ beliebt gemacht hatte, die erforderlichen Kutscher ein. Nun erst wandten wir uns an die Behörden. Die Gendarmerie war freundlich, die Etappe listig. Gegen die Abtretung eines unserer Wagen an einen Offizier, der rauchend auf dem Bureau saß, versprach man uns noch einige Lastwagen. Der Offizier verschwand mit seinem Gefährt; die Lastwagen haben wir nie zu sehen bekommen.

Gegen Abend erschien ich an der Station, verlor sofort unsere prachtvoll ausgeschlafenen und von einem schwäbischen Bahnbeamten ausgefütterten indischen Gäste und ließ sie nach der ersten Wagenetappe, Hassan Begli, voranfahen. Ich selbst hatte vorläufig noch keine Transportmittel für die schwersten Lasten, unter denen unsere leichten Wägelchen zusammengebrochen wären. Da ich Tag und Nacht von keinem anderen Gedanken besessen war als dem, vorwärts zu kommen, setzte ich dem Etappenführer so lange zu, bis er, ganz gegen seine Grundsätze, bereit war, noch zwanzig Tragtiere zu stellen. Sie mußten auf der Weide eingefangen werden. Kasim Bey sollte diesen Trupp nachbringen. Ich hielt es nicht mehr aus. Tief in der Nacht, bei Blitz und Donner, eilte ich meiner Kolonne, die früher aufgebrochen und schon wohlgeborgen war, nach. Seit achtundvierzig Stunden hatte ich nicht geschlafen, nichts gegessen. Mein Feldbett wurde, sobald ich es aufgestellt hatte, von einem sehr wichtigen Missionsmitglied, einem indischen Professor, zunächst, solange ich es anbot, abgelehnt, dann, als ich mich niederlegen wollte, unter der Drohung, sofort krank zu werden, besetzt.

Den Euphrat hinunter

Die Verkehrsstände primitiver Länder sind bessere Lehrmeister der politischen Geographie als selbst ein Friedrich Nagel. Ein Strom, ein Meer, die man sich als trennende Hindernisse denken könnte, stellen mächtige Bindglieder zwischen Landstrichen und Ländern dar. Im Orient wird dies selbst dem kleinsten Hirten und Kaufmann sichtbar. Der Fluß liefert, auch wenn er ausgetrocknet ist, die natürliche Straße für jeden Verkehr. Führt er Wasser, so wird er zu einem unvergleichlichen Lastenträger, an dessen Leistungsfähigkeit kein anderes Beförderungsmittel heranreicht. Zum Transport unseres Gepäcks hätten wir zum mindesten hundertfünfzig Tiere, für Wacht und Treiberpersonal wie für das Futter weitere hundert Tiere gebraucht. Die Kosten hätten sich auf annähernd zehntausend Mark belaufen. Statt dessen schaffte es der Euphrat auf drei kleinen Booten in weniger als einem Drittel der Zeit und für etwa ein Zehntel der Kosten von den Bergen Armeniens bis zur alten Kalifenstadt Bagdad hinunter.

Den Bau der Boote hatte ich selbst überwacht. Sie waren aus rohen Brettern leicht zusammengefügt, flache, kleine Prähme, deren offenstehende Nizen in ununterbrochenem Geklopfe mit Berg und Lumpen ausgefüllt und schließlich mit Leer überstreichen waren. Für uns selbst hatte ich über zwei Boote kleine, rohe Hütten zimmern lassen, die zwar nicht gegen Wind und Wetter, wohl aber gegen die dauernde, aushöhlende Kraft der Tagessonne uns schützen sollten. Zwei dieser Prähme waren stets so zusammengefoppelt,

daß die einseitigen Dächer der auf ihnen errichteten Bretterhütten aneinandergeschlossen ein viereckiges Haus mit Giebeldach bildeten. Von einer Haustür stieg man in das Nebenhaus hinein. Platz gab es recht wenig. Dr. Becker mußte infolgedessen sich sein Lager auf seinen großen Medizinikisten bereiten. Das Problem war dabei, wie er sich sehr schön ausdrückte, die Holzspangen um die Koffer in die natürlichen Einkerbungen des Körpers einzupassen.

Wir führten eine strikte Bootsordnung ein, stellten aus unseren sämtlichen Büchern eine kleine Vordbibliothek zusammen, verteilten die Rollen, wobei dem Doktor die hygienische Küche, unserem türkischen Freunde das Einkaufsressort und den übrigen in erster Linie die Reinigung des Bootes, seine Fortbewegung und Steuerung zufiel. Alles ging glatt, wenn auch nicht schnell genug. Unsere blinde Schiffsmannschaft — blind wie die meisten Araber am Euphrat, infolge epidemischer Augenkrankheit — ruderte mit bewundernswertem Fleiß täglich hundertzehn Kilometer, von vier Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags. Dann trieb gewöhnlich das Floß, während der heißesten Mittagsstunden nur von dem einäugigen Steuermann gesteuert. Wie leblos fielen dann die blinden Ruderer auf ihren Bänken zusammen und versanken in tiefen Schlaf. Des Nachts wurde Mannschaft und Passagieren eine kurze Nacht und Dachruhe gegönnt. Nur in mondhellen Nächten lösten wir die Araber für einige Zeit vollständig ab. Zeitweise blieben wir tagelang, ohne Pause, auf dem Strom in Bewegung.

Sobald wir landeten, ging eine Patrouille nach frischen Nahrungsmitteln. Einer lief zum Bäcker, um Brot

baden zu lassen, ein anderer verhandelte mit den Arabern, sobald Bedarf an Fleisch war, über den Kauf eines Hammels oder von Hühnern. Fast ausnahmslos zeigte sich die Bevölkerung, auch wenn wir nicht als Kunden auftraten, sehr freundlich. „Wie sieht es mit dem Kriege?“ rief man uns vom Ufer zu. Gute Nachrichten wurden mit großem Hallo aufgenommen. Für einen Hammel zahlten wir gewöhnlich vier Mark. Eine Erschließung Mesopotamiens würde, wie man sieht, zwar die Preise auch dort wohl etwas steigern, aber noch sicherer die unseren heruntersetzen. Auch das Getreide ist allenthalben außerordentlich billig, obwohl die Verschiffungsmöglichkeiten am Fluß gerade dort dem Brotgetreide einen gewissen Preis erhalten. Ich habe auf einem früheren Ritt durch dieses Zukunftsland Gegenden getroffen, wo hohe Haufen ausgedroschener Gerste im Freien lagen und die Frauen der einberufenen Soldaten uns baten, ruhig davon zu nehmen, weil es sonst doch nur verderbe.

Eine Woche fuhren wir dahin, im Gleichmaß der Tage, durch die Wüstenlandschaft. Das einzige Mittel, unseren Geist zu beschäftigen, war das Studium der Sprachen und des Reisewegs. Abends, sobald die Sonne schräger stand, ließen wir uns auf dem gebrechlichen Dach mit unseren Büchern nieder. Ein Perser studierte laut die schwere deutsche Sprache aus dem Kommersbuch, ein anderer aus Kohlstocks „Tropenkrankheiten“, einem auch sonst häufig von uns gelesenen und zitierten Werke. Es war auf die Dauer nicht mehr schön. Heuschreckenschwärme hatten sich bei uns niedergelassen; die Kadaver der unzähligen Tiere waren beim Auskehren zum Teil durch die undichten

Ritzen des Bootes gefallen. Die verwesenden Insekten und Speisereste von unserem Tisch zogen Hunderttausende von Fliegen an. Trotz der peinlichsten Sauberkeit konnten wir nicht bis zum untersten Boden des Schiffes vordringen, und so ließ sich dem mehr und mehr sich entwickelnden Gestank kein Einhalt tun.

Die Ungeduld überwältigte mich wieder. Zwei Tage vor Bagdad verließ ich unser Wohnboot, um mit dem kleinen Frachtfloße, das einem in den letzten Tagen erwachten Gegenwind weniger Widerstand bot, an den Hauptort unserer nächsten Etappe voranzueilen. Tag und Nacht ruderten wir durch, einmal die Araber, dann meine Inder, deren Ehrgeiz durch flammende Reden und die Aussetzung kleiner Preise angetrieben wurde. Schon am zweiten Abend, zunächst noch als täuschende Luftspiegelung, als Fata Morgana, drei Stunden später als Wirklichkeit, erschien Faludjia. Und noch in der gleichen Nacht langte ich in Bagdad an.

Der Name dieser Stadt ist verbunden mit dem Begriff vergangener Größe — und sie hat auch eine Zukunft, von der jedem eine Ahnung kommen muß, der in Mesopotamien gereist ist, ja, jedem, der nur einmal versucht hat, von der Türkei auf dem Landweg nach Persien zu gelangen. Noch heute ist Bagdad der Schlüsselpunkt aller Wege, die nach Zentralasien über Land führen. Mit dem Besitz der Stadt steht oder fällt mehr oder weniger die Möglichkeit einer gesicherten Landverbindung mit dem ganzen Zentralasien. Und noch über ihre heutige strategische und verkehrspolitische Bedeutung hinaus wird die alte Residenz der Kalifen mächtig wachsen, wenn die Wüste Mesopotamiens

unter dem befruchtenden Einfluß einer größeren Bewässerung ihre ehemalige Wirtschaftskraft wiedergewinnt. Bagdad wird dann nicht nur ein Straßennotenpunkt, sondern eine Sammelstelle aller Erzeugnisse dieser reichsten Gegend der Welt, ein Handels- und Wirtschaftszentrum werden, wie es in China beispielsweise, ohne Bagdad an politischem Rang gleichzukommen, Hankau ist.

Indes, für solche politische Betrachtungen oder für ein Schwelgen in Jugenderinnerungen, ja selbst für eine Besichtigung des Grabmals der Sobaida blieb keine Zeit. Die Fertigstellung der Karawanenausrüstung, das Mieten von Wagen und Tieren, der Ankauf von Pferden und Nahrungsmitteln, das Anwerben von Dienern und Leuten, der Verkehr mit den verschiedenen Behörden, deutschen, türkischen und persischen, nahm die letzten Minuten der glutheißen Tage in Anspruch.

Am 1. Juni 1915 brachen wir von Bagdad auf. Nach acht Tagen waren wir auf persischem Boden.

Löwe und Sonne im Krieg

In Persien

In der Türkei gab es für mich außer Kriegs- und Verkehrsschwierigkeiten nur die kleinen täglichen Sorgen, die die Behandlung von Leuten der verschiedensten Sprachen und Denkweise notwendig mit sich bringt. Bei dem Übergang über die persische Grenze traten andere hinzu. Sie einigermaßen begreiflich zu machen, diene eine kurze Schilderung der politischen Verhältnisse in Persien.

Persien ist dem Namen nach eine konstitutionelle Monarchie, an deren Spitze der erbliche Herrscher, der Schah-in-Schah, der König der Könige, steht. Die Regierung des Landes, das als einziges der Völkergemeinschaft weder eine Eisenbahn noch eine reguläre Armee besitzt, wird von Teheran aus geführt.

Nun denke man sich in Europa ein Gebiet, das so groß ist wie England, Frankreich, Deutschland und Osterreich zusammengenommen. Verkehrsmittel bestehen nicht. In den besten, d. h. ruhigsten Zeiten gab es zwischen Teheran und den größeren Städten des Reiches, Isfahan und Mesched, einen Postkutschenverkehr. Heute ist auch dieser unterbrochen. Die Regierung des ausgedehnten, fast durchweg völlig wüsten Landes sitzt am nördlichen Rande des Reiches. Als einzige Möglichkeit der Einwirkung hat sie einen Telegraphen zur Verfügung, aber auch diesen nicht einmal unabhängig, denn die Drahtlinie gehört größtenteils einer englischen oder russischen Regierungsgesellschaft, deren Gnade und Ungnade auch hierin die persische Staatsgewalt ausgeliefert ist.

Daß eine solche Regierung sich räuberischen, tief in ihren zerklüfteten Bergen hinter weiten Wüsten schon verschanzten Untertanen gegenüber nicht geltend machen kann, ist wohl nur zu verständlich. In Persien gebietet deshalb derjenige, der die Macht am Platz in Händen hat. Das ist weder der Schah noch die Regierung, am allerwenigsten das selten zusammenberufene und ganz bestimmt nicht immer aus wahren Volksvertretern bestehende Parlament. Wohl aber herrschen im Norden die Russen, im Süden die Engländer. Damals, als ich meinen Marsch antrat, herrschten wir Deutschen in Mittelpersien.

Eine eigentliche Herrschaft im Sinne der englischen oder russischen dachten wir natürlich nie auszuüben, konnten es auch nicht bei dem Mangel aller Verbindungen, dem Fehlen von wirklichen Machtmitteln. Wohl aber hatten wir uns auf Grund lebhafter Sympathien der weitesten Bevölkerungsschichten, die in Mittelpersien sich ja frei entwickeln, zeigen und betätigen konnten, eine große Stellung geschaffen. Wir stützten uns ganz gleichmäßig auf das Zutrauen der im Kriege schnell herangewachsenen demokratischen Partei, auf die weiten Kreise der national denkenden Geislichkeit und auf die selbstbewußt fühlenden, atavistisch königstreuen Stammesleute.

Der unmittelbar russische Einfluß ging nur bis an den Rand der Wüste, die das heilige Kum schützt, der englische bis an den Südbhang des Gebirges, das Schiras vorgelagert ist. Immerhin aber war Persien dem Namen nach ein neutrales Land. Das bedeutete für uns reisende Deutsche, daß den feindlichen Intrigen unterwegs überall Tor und Thür geöffnet war.

Erste Zwischenfälle

Gehr bald mußte ich bemerken, daß wir begleitet wurden. Als wir nach unserem ersten Marsch in einen kleinen Ort kamen, fand ich unter den Besuchern des einzigen Teehauses einen blonden Mann sitzen. Wo hatte ich ihn doch schon gesehen? Ja richtig, am Ufer des Tigris nach unserer Abreise von Bagdad. Dort schien er meine Kolli zu zählen. Ich bezog mit meinen Leuten eine Karawanserei, und wirklich, es dauerte gar nicht lange, da erschien er, auf den ich schon gewartet hatte, und bezog eine für die Beobachtung unserer Gesellschaft günstig gewählte Nische. Um meine Freunde nicht unnützig Gefahren, mich nicht Schwierigkeiten auszusetzen, warnte ich sie, bewaffnete einen der Afridis und beschloß, selbst ein wachsameres Auge zu haben.

In Raft Schirin hatte ich, den neuen Verhältnissen zu genügen, zum vierten Male das gewaltige Gepäck umgepackt. Was war nicht alles schon auf dem bisherigen Transport angekommen, hauptsächlich an elektrischen Lampen! Über drei Viertel der Ersatzelemente war trotz größter Schonung unbrauchbar. Aber des Abends stand oder lag alles transportfertig verschürt im Hof. Die Dscherwardare, die Karawanentreiber, suchten sich die passenden Stücke zusammen. Dann brach, während ich schnell noch im nahen Fluß den Schweiß des Tages fortbadete, die Dunkelheit herein.

Unsere zwei Laternen mit dem wertvollen Petroleum wurden hervorgesucht. Das Aufpacken und Satteln begann. Jetzt zeigte sich erst die Schwierigkeit, mit reitertlich ganz unvorgebildeten Leuten zu tun zu haben. Von den Afridis

hatte keiner auf einem Pferde gefessen, die übrigen Jnder, darunter der Professor, ein mehr als fünfzigjähriger Mann von erheblichem Leibesumfang, wohl nie gedacht, daß sie noch einmal mit so gefährlichen Tieren zu tun haben sollten. Allen zehn Mann mußte ich Zäume verchnallen, Decken legen, Sättel verpassen und dabei feststellen, daß die für unsere großen, tiefgebauten Pferde berechneten Gurte alle zu lang waren, und daß meinem Wunsch, sie zuzurichten, in Berlin nicht entsprochen worden war. Die Tiere merkten bald die Unsicherheit ihrer Reiter. Ein Weissen, Schlagen, Stürzen und Zetern war die Folge. Ein höchstergögendes Bild bot der Professor. Ihm war, da ich selbst noch nicht genügend eigene Reittiere besaß, seines Gewichtes wegen ein kräftiger Laffschimmel zugeteilt worden. Das Tier führte den in Persien üblichen, gewaltig haushigen Packsattel. Ihn wollte der Hauptdscherwardar der Rückfracht wegen nicht fortlassen; einem anderen Tier ihn aufzuladen, ging auch nicht an. So blieb denn nichts übrig, als den Reit- über den Packsattel zu legen und dem vorschrittmäßig gestieffelten und gespornten Reiter hinaufzuhelfen. Alles ging gut, und jeder freute sich ob der martialischen Eitelkeit der Wissenschaft. Unsere etwas überhebliche Freude sollte sich aber nur zu bald gegen mich kehren.

Im tiefsten Nachtdunkel hatte sich endlich, Tier hinter Tier, die Karawane in Bewegung gesetzt. Ich hatte mit dem Koch, dem schnell noch um elf Uhr nachts ein weißer Esel gekauft worden war, Nachlese gehalten. Vor der Stadt war es so stockfinster, daß wir die vorangegangene Karawane nicht zu finden vermochten. Auch abgerissene Blitze konnten uns unsere Leute und Lasten nicht zeigen. Dann brach ein

Gewitter mit einem Wolkenbruch herein, wie ihn nur der Orient kennt. Aber das schwemmte uns sozusagen an die anderen heran. Plötzlich standen wir neben der lang auseinandergezogen haltenden Karawane.

Ein neuer Blitzschlag erleuchtete auch mir die Lage. Suchend irrten Köhr und Becker sowie einige Dscherwardare umher. Es mußten Tiere verlorengegangen sein. Die Jnder aber hockten alle unter ihren Tieren, um wenigstens unter deren Leib ein wenig Schutz vor dem Wasser zu finden. Die Erklärung hatte ich nur zu bald. Des Professors Sattel war ins Gleiten und er zum Sturz gekommen. Das hatte die Karawane zum Stocken gebracht. Die Maultiere mit den schwersten Lasten — das waren (Herrgott, nur mir als solche bekannt) die Goldkisten — aber waren im Nachtdunkel verschwunden. Das war eine desto mehr ermunternde Anregung, als ich mich gerade nach Käumen, Packen, Laden und Argern der verhältnismäßigen Ruhe eines Nachtmarsches überlassen wollte. Mein Reisegeschick erzöge mich etwas zu scharf, wollte mich bedünken. Trotz des Regens ließ ich aufstehen, anmarschieren und nur Dr. Becker zurückbleiben, weil aus einer ziehenden Karawane erfahrungsgemäß schwerer ein Tier abwegig wird als beim Stehen, wo sie möglichst zu grasen versuchen. Mit beladenen Tieren zu stehen, ist zudem eine Kraftverschwendung.

Am Morgen stieß Dr. Becker in Särropol mit unserer gesamten Kriegskasse wohlbehalten zu uns. Er hatte das Vernünftigste getan, was man tun konnte, unter seinem Tier bis zur Dämmerung geschlafen, dann das unsern weibende Tier gefunden und beigetrieben. Ob er ebenso

ruhig gelegen hätte, wenn er den Inhalt der Last gekannt hätte? Ich bezweifle es, wußte ich doch von den letzten acht Stunden, wie dies Bewußtsein den Nerven bekommt.

Nach Teheran und Isfahan

Trotz aller kleinen Hindernisse, wie sie in den ersten Tagen sich nicht vermeiden lassen, kam unsere Karawane verhältnismäßig schnell vorwärts. Von der persischen Grenze bis Kirmansehah sogar in fünf kurzen Tagen. Hier aber traten für mich zu alten neue Sorgen. In den fiebergeschwängerten Flußniederungen Mesopotamiens, hauptsächlich in Bakuba, hatte sich eine Anzahl meiner Leute schwere Malaria zugezogen. Ich mußte die Karawane teilen, die Kranken unter Obhut des Doktors zurücklassen, die Frachten und die gesunden Leute voranschicken. Mich selbst riefen, obwohl ebenfalls malarialkrank, meine beruflichen Pflichten an den Sitz unserer Gesandtschaft nach Teheran.

Sowohl Dr. Becker wie Röhr konnte ich ihre Aufgabe beruhigt anvertrauen. Von Röhrs Tüchtigkeit in der Karawanenführung hatte ich mich schon am ersten Abend an der Grenze, in Kasr Schirin, überzeugen können. Der Führer unserer Mietstiere hatte nämlich, um seine Muli zu schonen, so leicht aufgeladen, daß fast die Hälfte unserer Lasten liegenzubleiben drohte. Mit einem wahren Eigersprunge war Röhr den ins Dunkle Abziehenden nachgeeilt, hatte persönlich die ganze Karawane wieder in den Hof getrieben, die Lasten heruntergestürzt und trotz allen Murrens und Fluchens der Dscherwardare mit solcher Entschlossenheit,

solchem Überblick und Verständnis die neue Beladung der Tiere geleitet, daß auch nicht ein einziges meiner Stücke übrigblieb. Dabei waren ihm die Leute, die hart, aber doch fürsorglich angefaßt wurden, alle sehr zugetan und ließen sich von ihm jede Behandlung gefallen.

Mein letztes, bevor ich mit der Post nach Teheran fuhr, war der Einkauf von Pferden. Wer die Rolle kennt, die auf langen Landreisen das Reittier spielt, weiß, wieviel an ihrer richtigen Wahl gelegen sein muß. Sie entscheidet bei einer Expedition wie der unstrigen über nicht viel mehr oder weniger als über Tod und Leben. Mit der Erfahrung des ostpreussischen Reiters kaufte ich durchgängig nicht ganz junge und niemals besonders wertvolle Tiere. Weine, Magen und Rücken waren entscheidend. Ich habe sowohl mit meinen arabischen wie mit meinen persischen Einkäufen durchweg die besten Erfahrungen machen dürfen.

Isfahan war in jenen Tagen des späten Frühjahrs 1915 ein Mittelpunkt der deutschen Macht in Persien. Das dort gegründete Deutsche Konsulat hatte eigentlich alles zu bedeuten. Der persische Gouverneur war uns zwar nicht freundlich gesinnt, konnte aber nicht gegen uns auftreten. Die Stadtbevölkerung, vor allem die sie leitende Geistlichkeit, stand ganz auf unserer Seite, die in den Bergen um Isfahan herum lebenden Bachtaren wenigstens zum größten Teil. Hier durften wir uns alle noch einmal unter Deutschen heimisch fühlen, ehe es in die feindliche Wüstenwelt hinausging.

Sobald ich von Teheran herunterkam, begannen die letzten Vortehrungen zu der — geographisch wenigstens — schwierigsten Etappe der Reise.

Vierzig Tage in der Salzwüste

Kamele, Schläuche, Treiber

In Teheran hatte ich erkennen müssen, daß ein Durchbruch durch die russischen Linien in Nordpersien aussichtslos und infolgedessen der einzig gegebene Weg der durch die große Salzwüste Mittelpersiens sei.

Nur sehr schwer hatte ich mich, schon mit Rücksicht auf die zum Teil recht viel schwächeren und auch wohl bequemeren Reisegenossen, dazu entschließen können. Gilt doch die persische Salzwüste Kerwir im Sommer, und besonders mit Pferden, als ganz unpasseierbar. Der Pferde und Manteltiere aber glaubte ich gerade nicht entraten zu können, denn einmal jenseits des Wüstenozeans, mußten wir möglichst beweglich sein, um in schnellstem Marsche durch die feindlichen Linien in Ostpersien uns durchschlagen zu können.

Wie? das war die große Frage. Aber, da die Aufgabe gelöst werden mußte, glaubten wir auch fest daran, daß sie gelöst werden könnte. Es handelte sich zunächst darum, den Gegner über unsere Anmarschrichtung im unklaren zu lassen und so lange wie möglich die für die letzte Strecke zum Ziel in voller Frische gebrauchten Tiere zu entlasten.

Mit großer Mühe war es mir gelungen, in Isfahan die nötigen Kamele zusammenzubringen. Nicht, daß sie in einer Stadt wie Isfahan nicht zu haben gewesen wären. Nein, es gab deren genug. Aber jeder Besitzer eines Tieres spekulierte auf die Deutschen; man mußte, sie konnten sie brauchen. Eine hohe Kriegsprämie, dem Begriff nach zwar

unbekannt, aber desto deutlicher in den Mietspreisen ausgedrückt, wurde aufgeschlagen. Ich beging den Fehler, durch unsere Vertrauensleute zu handeln, statt durch ganz verdeckte eingeborene Agenten. Schließlich gelang es mir, durch persönlichen Eintritt in die Verhandlungen doch noch den Preis für das Kamel und den Tag auf sechs Kran, nach damaligem Kurse 2,40 Mark, heutigem 6,60 Mark gegen 72 Pfennig in normalen Zeiten, herunterzusetzen. Nach damaligem Kurs — so seltsam es scheinen mag, auch in Innerasien hat der Krieg beträchtliche Kursschwankungen erzeugt, die wir in zunehmendem Maße spürten. Der Kran z. B. stieg allmählich weiter von 40 Pfennig bis (heute) auf 1,10 Mark. Bei den mehrfachen Grenzübertritten komplizierte sich das so sehr, daß es Köhrs kaufmännische Intuition weckte: er wollte beständig Valutaspekulationen durchführen und lag mir mit den glänzendsten Gewinnvorschlägen in den Ohren.

Übrigens ist das Tier schon der kostspieligste Mitreisende einer solchen Karawane. Der Mensch reist dort viel billiger. Ich mußte in Persien für die Verpflegung eines Tieres im täglichen Durchschnitt 3,20 Mark rechnen (in China 80 Pfennig bis 2 Mark), der Mensch wurde schon mit 1,60 Mark verpflegt. Freilich gab es noch andere, viel erheblichere Reiseauslagen. Für schwierigere Botengänge — und wir sandten sehr viele Boten aus, um Nachrichten, Kundtschaften über das Verhalten und die Bewegungen der Feinde usw. zu erhalten — zahlten wir unter den gefährlichen Umständen oft 200 bis 250 Kupies für den Brief. Dazu kamen noch gelegentlich Trinkgelder für Eskorten und anderes.

Meine nächste Sorge waren die Wasserschläuche. Man benutzte hierfür die fehlerfreien Bälge ausgewachsener Hammel und Ziegen; sie fassen zwölf bis fünfzehn Liter. Der Kopf und alle Öffnungen sind sorgfältig vernäht. Ein, manches Mal auch zwei Beine werden nur abgeschnürt und dienen als Auslaß. Alte, häufig durchgespülte und ausgebeßerte Schläuche sind am verwendbarsten. Ich hatte meine Schläuche sofort bestellt, gekauft und, mit Wasser gefüllt, in die Sonne legen lassen. Als Nahrungsmittel besorgte ich Reis, getrocknete Aprikosen, Rosinen, Zucker und, von uns Kraftfutter gekauft, eine Mischung von Rüßen, Pistazien, Zuckermanteln und Trockenobst. Diese Einkäufe nahm ich zunächst nur für etwa zwanzig Tage vor. Meine Kamelkarawane wurde, da sich die Leute auf längere Zeit nicht verpflichten wollten, nur bis zur Dase Tebbes gemietet.

Aufbruch

Mit einigem Gepäck, einer Reihe von Ufridis, mit den Wasserschläuchen und Nahrungsmitteln befrachtet, setzte sich in einer schönen Nacht langsam und bedächtig die Kamelkarawane in Marsch. Ich persönlich wollte ihr anderthalb Tage später zu Pferde folgen. In Rajin sollte dann die Vereinigung aller unserer Kolonnen, meiner Frachtkarawane unter Röhr und der der Jnder mit der meinen selbst erfolgen. Soweit es überhaupt möglich war, blieben voraussichtlich durch diese dauernde Teilung unser Ziel und unsere Zusammengehörigkeit dem Feinde verschleiert.

Schon am ersten Tage gegen Morgen überholte ich die bedächtig vorwärtsschreitenden Kamele. Meine Leute hatten gut aufgepaßt, so gut, daß sie mich nicht erschossen, sondern noch rechtzeitig vor Waffengebrauch im Nachtdunkel erkannten. Von hier ab hielt sich die Karawane, trotz ihres langsamen Marschtempo, beinahe in unserer Höhe.

Jeder Treiber hat seine besonderen Gewohnheiten. Der eine liebt es, noch am Nachmittage aufzubrechen, wenn die Sonnenstrahlen schräg zu fallen beginnen, den größten Teil der Nacht durch zu marschieren und gegen Morgen mit Hilfe der Morgenkühle noch etwas ruhigen Schlaf zu suchen. Der andere zieht es vor, um Mitternacht aufzupacken, die Nacht hindurch bis in den Morgen hinein zu marschieren, tagsüber Zeit zum Futtersuchen, Ordnen der Lasten und der allerdings geringen Pflege der Tiere zu haben, dann des Abends bis zum Ausmarsch die Nachtühle zu genießen. Ich habe mich niemals streng an eine dieser beiden Gewohnheiten gehalten, sondern mich stets nach den Umständen gerichtet, unter denen jede einmal etwas Besonderes für sich haben konnte. Häufig allerdings haben wir auf Nachtruhe überhaupt verzichten müssen. Wir sind oft vom Nachmittag an ununterbrochen bis tief in den heißen Morgen hinein marschiert. Solch einen Bruch wohlbegründeter und deshalb auch heiligster Tradition rechtfertigen aber nur die Kriegsumstände.

Hier habe ich, scheint mir, lange genug die mir naturgemäß nach drei Jahren Nomadenleben eigene Geläufigkeit des Begriffs „Karawane“ vorausgesetzt. In den Zeiten, wo ich noch Märchen las und die Phantasie bei jedem Wort grund-

legende Anschauungen schuf, stellte ich mir unter Karawane vorzüglich eine Reise mit schön geschnürten Ballen gepackter Kamele, möglichst inmitten einer Sandwüste vor. Alle Kaffeereklamen waren wohl hauptsächlich daran schuld. In Wahrheit bedarf der Begriff weder des Kamels noch der Sandwüste. Mit Karawane bezeichnet man jeden aus einer Mehrzahl von Lasttieren bestehenden, zu längerer Beförderung von Menschen und Waren dienenden Zug. Am liebsten marschieren auch Karawanen durch blühende, fruchtbare Gegenden. Sie kommen nur selten dazu, weil ihnen dort, mit Ausnahme der Gebirge Armeniens und Persiens, z. B. von Räderwagen das Feld streitig gemacht wird.

Unsere neue Mietskarawane bestand aus sechsunddreißig Tieren, etwa zwölf Lastpferden und vierundzwanzig Maultieren. Die Pferde trugen die schwereren Lasten bis zu einhundertfünfzig Kilo, die Maultiere die leichteren. Der Führer ritt einen starken Fuchs, seine sechs Leute liefen zumeiß, nur zwei hatten es zu kleinen mausgrauen Eseln gebracht, auf denen sie streckenweise mit lang baumelnden Beinen ritten, um sich plötzlich hinten heruntergleiten zu lassen und mit Schimpfen und Schlägen abwegige Tiere zur Reison zu bringen. An der Spitze des Zuges marschiert ein Leitlastpferd, Tabu, durch einen langen, steten Schritt, durch bunten Schmuck und ein Glockengehänge ausgezeichnet. Die Dreiber sind meist ehrliche, ordentliche Leute. Ihre Kunst liegt im Schnüren und Aufpacken der Lasten, ihre Ehre suchen sie in der richtigen Bestellung, ja sie wissen, was Verantwortlichkeit ist, ganz genau und erkennen eine Ersatzpflicht bei Fahrlässigkeit ohne weiteres an.

Unser Verhältnis zu den Dscherwardaren gestaltete sich bald sehr gut. Meschedi Fatollah, ihr Führer, besorgte alle kleineren Einkäufe. Auch die anderen wetteiferten, uns gefällig zu sein, und murrten nicht einmal, wenn ich durch die kunstvollsten Verschnürungen zu irgendeinem Gegenstand vordringen wollte. Dafür aber rechneten sie auch bald mit zu unserer Einheit, der „Karawane“.

Im Sandmeer

Auf den angelegten Tag war Köhr, von Kaschan kommend, mit allen Mannschaften, Lasten und Tieren zur Stelle. Wenn man bedenkt, daß er mit größtenteils kranken Leuten, mit ihm meist noch unbekanntem Tieren, zeitweise persönlich schwer vom Fieber geplagt, fast fünfhundertzwanzig Kilometer durch die Wüste gezogen, überdies noch eine Reihe räuberischer Angriffe abgewiesen und andere verhindert hatte, so war das für einen noch jungen Mann eine recht ansehnliche Leistung.

Die Stadt Rajin, in der wir alle zusammentrafen, gab einen Vorgeschmack dessen, was nunmehr kommen sollte. Sie war zwar Stadt, aber noch mehr Wüste. Einwohner schien sie, wenigstens bei Tage, nicht zu haben. Die Sonne brannte jeden tot, der sich aus dem schützenden Gemäuer hervorwagte. Wir durften uns aber nicht einmal vor der Sonne fürchten. Sämtliche Pferde mußten neu beschlagen, die Wasserschläuche immer wieder gefüllt, nachgesehen und, wenn ein dünner Strahl die Undichtigkeit anzeigte, ausgebessert, die Leute in unserem kleinen Lazarett gepflegt

werden. Drei von ihnen lagen völlig abgezehrt, todes-
ergeben da. Ich konnte es nicht verantworten, sie auf den
Wüstenmarsch mitzunehmen. Unter Wartung einiger Ka-
meraden ließ ich sie, mit Geldmitteln und allem Nötigen
versorgt, zunächst zurück. Vielleicht bot sich späterhin eine
Gelegenheit, sie nachkommen zu lassen.

Ein schwerer Teil des Marsches stand gleich anfangs vor
uns. Eine beinahe einhundertsechzig Kilometer breite,
wasserlose Wüstenzone war jetzt zu durchschreiten. Nächsten
Morgen bei der ersten Naß stellten sich alsbald verschiedene
unvorhergesehene Schwierigkeiten heraus. Die Wasser-
schläuche waren etwas zu neu gewesen und teilten deshalb
dem Trinkwasser einen Geschmack von kaltem Hammeltalg
mit, der sich unter den Wirkungen der Sonnenstrahlen ganz
merkwürdig zu lösen und die Flüssigkeit zu verderben schien.
Schon begann auch der Kampf ums Dasein unter meinen
Leuten in offener Form. Ich mußte schließlich die Wasser-
säcke um mich herum aufbauen lassen und sie gegen jeden
verbotenen Zugriff verteidigen.

Endlich hatte die Sonne den Zenit überschritten, man
konnte wieder vorwärts denken. Die Schläuche wurden
nachgesehen, es fehlte eine Menge. Feuchte Flecke am Boden
zeigten, daß in der Eile des Diebstahls viel von dem kost-
baren Naß verloren gegangen sein mußte. Jedem Tier
verabreichte ich noch persönlich einen halben Eimer, dann
kam der Befehl: „Barka nit!“, „Ladet auf!“ In den
ersten Tagen beanspruchte dies etwas längere Zeit. Nach
etwa einer Stunde stand die Karawane. Dem Leit-Jabu
folgend brach sie schon auf, während ich dem stets säumigen

Koch half, seine Gerätschaften zusammenzufinden und auf
dem Rücken zu verstauen.

Vor uns breitete sich eine schier unendliche, nur zum
Horizont ansteigende Ebene. Zwei Erhebungen in weitester
Ferne zeigten uns die Marschrichtung. Ich holte die Kara-
wane ein und ritt, ihren Staub zu vermeiden und Weg zu
finden, voraus. Immer dunkler wurde die Nacht, die
Hügel in der Ferne, die eine Zeitlang noch vor dem inneren
Auge standen, waren nun auch für die Einbildung ent-
schwunden. Nur ein Gerippe ab und zu verstellte uns,
daß wir in der rechten Richtung waren. Ab und zu hielt
man sich auch eine Zeitlang auf einem bei scharfem Zusehen
erkennbaren dunklen Streifen, der von einer kleinen, bei
Tage gar nicht sichtbaren Senkung des Bodens unter dem
Druck Tausender von Kamellasten herrührte. Um ihn zu
sehen, durfte man nicht selbst darauf, sondern mußte ihm
zur Seite reiten. Da hatte ich bei allem Hinschauen ihn und
meine Reisegefährten verloren.

Verirrt

Ich wartete, lauschte, hörte aber nichts. Auch meiner
Lampe antwortete kein Zeichen. Weiter vorwärts kam
ich an jene horizontenfernen Hügel. Nun galt es, die
Orientierung zu behalten. Mit dieser Wüste, das wußte
ich, spaßte sich nicht. Ihre Lüfte galten als besonders
dörrend; so schien es auch mir. Ein trockener, alles Leben
tötender Wind wehte mir entgegen.

Nach sechsstündigem Ritt hatte sich meiner ein nie ge-
ahnter und noch weniger gekannter Durst bemächtigt. Schon

beim Abreiten hatte ich in der vorangegangenen Arbeit die des guten Beispiels wegen mit nur drei Läßchen Tee eingenommene Flüssigkeit längst verausgabt. Aber ich glaubte, es eine Nacht aushalten zu können. Nun war der Durst in seiner quälendsten Form gekommen. Zuerst quälte der Gaumen die Zunge. So oft ich mir ein Wort vorsprechen wollte, kam es mir mit heiserem Hauch heraus. Dann quälte der brennende Wunschgedanke, der für gar keinen anderen Raum ließ; und dann schmerzten unsagbar der ganze Körper, die bleiernen Glieder, der Kopf. Das konnte ja schön werden, wenn das schon der zweite von etwa fünfzig kommenden Tagemärschen brachte.

Um Mitternacht war, dem Ton der Glocke nach zu urtheilen, die Karawane ganz nah. Beim Darauflosreiten war sie nicht zu finden. Bis gegen zwei Uhr nachts ritt ich in der für recht gehaltenen Richtung weiter. Dann war das stöhnende Pferd so erschöpft, daß ich die Helligkeit abzuwarten beschloß.

Raum hatte ich mich hingelegt und die Zügel des Pferdes um meine Füße gebunden, als deutlich wieder das Kamelgelaüt hörbar wurde. Im Handumdrehen hatte ich die Füße frei, wieder aufgesattelt und trabte ab. Die Karawane aber war nicht mehr einzuholen. Ergebungsvoll legte ich mich abermals nieder.

An und für sich war es prächtvoll, so halb nackt auf dem ganz nackten Wüstenboden zu ruhen. Ich hatte das Gefühl, auf freiem Meer zu schwimmen, mit der deutlichen Vorstellung, nicht von dem Salzwasser trinken zu dürfen, ich hatte ein Gefühl unendlicher Freiheit, einer Ledigkeit, einer

Unverantwortlichkeit, wofür ich der Dursthalluzination tiefdankbar war. Es war dunkel und menschenleer um mich, niemand konnte sehen, daß ich mich quälte. Es war eine unschätzbar erholende Lösung aller Spannungen, die jene Durstbetäubung im gütigen Gefolge hatte.

Mit dem grauen Schimmer des ersten Lichts war der Traum verflogen. Im Aufspringen schreckte ich den lang ausgestreckten Schimmel in die Höhe, ich sattelte, und wir zogen durch den Sand.

In der Ferne zeigten sich zwei Gestalten — auch Abgeirrte, oder waren wir auf dem rechten Weg? Wir waren es. Noch eine Stunde Marsch, dann setzten sich im Angesicht der Stadt Anarek unsere zum Tod erschöpften Pferde von selbst stolpernd in Galopp.

Wasser, Wasser war unser einziger Gedanke. Unbedingt, es gab nichts Köstlicheres auf der Welt als Wasser. In Anarek fanden wir nur einen lehmigen, stinkenden Pfuhl. Dann aber drangen wir bis zu der Stelle vor, wo warm und klar ein Quell aus dem Boden sprudelte. Die Pferde wollten sich gar nicht halten lassen; mit gespreizten Beinen sofften sie zehn Minuten ununterbrochen. Und auch wir tranken und tranken, ohne den brennenden Besuw ganz löschen zu können. Ein reicher, perlender Schweiß brach uns sofort aus allen Poren.

Die Maultier- und die Kamelkarawane waren noch nicht eingetroffen. Sofort ließ ich deshalb von der Quelle eine Hilfspedition mit Wasserschläuchen ab. Die Erfahrungen gleich des ersten Tages sollten uns auf den noch schlimmeren Strecken sehr zu Hilfe kommen.

Tag um Tag

Mit Spannung sahen wir der Kewir entgegen — sollte es noch schlimmer werden können? Ja, es wurde noch schlimmer. Eine Anstrengung wird erst dann zur Leistung, wenn sie andauert. Sechzig Kilometer zurückzulegen ist recht gut und schön, aber nichts Bemerkenswerthes; eine Woche lang täglich sechzig Kilometer machen, allerhand Achtung; aber einen Monat und länger ununterbrochen marschieren, das kann man schon eine Leistung nennen.

Mit modernen Verkehrsmitteln kann man in zwanzig Tagen zweimal ganz Sibirien durchmessen und dabei noch einen fünftägigen Aufenthalt in Irkutsk nehmen. Durch die Salzwüste kamen wir mit unseren Tieren in gleicher Zeitspanne kaum sechshundert Kilometer weit. Und doch, welche Anstrengung bedeutet diese Zahl! Jeder Kilometer verzehnfacht sich in seiner Länge dadurch, daß auf einer derartigen Reise unterwegs nichts, so gut wie nichts zu haben ist. Die ganz wenigen Leute, die man alle zwei oder drei Tage, an Geist und Körper verkümmert, in der Wüste antrifft, haben kaum etwas abzugeben. Jemandem, der nichts Böses gegen sie im Schilde führt, kommen sie meist recht wenig entgegen. Augenscheinlich, weil sie häufig von durchreisenden Karawanen vergewaltigt worden sind.

Um in den kleinen Orten Nahrungsmittel zu bekommen, mußten wir oft das bare Geld erst über die Türschwelle ins Haus schieben, ehe die Leute das Tor nur öffneten. Eier und Datteln, Geflügel und, wenn es geht, auch einmal etwas Reis mußten durch vorher abgesandte Posten oft fünfzig

bis sechzig Kilometer weit herangeschafft werden. Durch peinlichstes Kartenstudium und noch genauere Erkundigungen muß man jede Gelegenheit, Nahrungsmittel zu bekommen, und noch mehr jede Unmöglichkeit, sie zu erhalten, lange vorher feststellen.

Dabei ähnelt ein Tag dem anderen. Sie unterscheiden sich eigentlich nur durch die Schwierigkeit der Marsche; diese ist wieder durch die Lage der Brunnenstellen bestimmt. Da sie zum größten Teil kaum genießbares Wasser enthalten, so brauchten sie die Führung nicht zu bestimmen. Mit Rücksicht auf die Leute ist es aber doch notwendig, sich an sie zu binden. Die einfachen Männer würden sich ohne die Spuren jeder Menschenanwesenheit zu hoffnungslos verlassen vorkommen. Außerdem erleichtern diese Stationen die Vorausberechnung der Route und bilden ein sichtbares, marschförderndes Tagesziel.

Aufgebrochen wurde meist um fünf Uhr. Das bedeutete aber, bereits um vier Uhr alles zusammenpacken. Zunächst die Feldbetten derjenigen, die einen solchen Luxusgegenstand besaßen; die Gäste wurden meist erst ganz zuletzt gebeten, sich zu erheben und die bereitstehenden Pferde zu besteigen. Dann kam die Aschbeshanah, die Küche. Und nun ging es los. Die Karawane setzte sich in Bewegung, verstopfen blieben Röhr und ich dann einige Zeit zurück, um uns einem unerhörten Genuß hinzugeben. Als alles außer Sicht war, zogen wir uns schnell aus und gossen einander eine Waschküffel des wertvollen, aber zum Genuß kaum tauglichen Brunnenwassers über den Kopf. So gewährte es allerdings die höchste Erquickung, die wir uns im Augen-

Blick vorstellen konnten. Einmal habe ich sogar das Sakrileg begangen, in einem Wüstenhauz, einem überkuppelten Sammelbecken für Regenwasser, zu baden. Angesichts der vielen im Wasser schwimmenden Mistkäfer und des Umstandes, daß die schon an sich trüben Wogen bald wieder den mitgeführten Schlamm setzen würden, schien mir mein selbstfisches Vergnügen entschuldbar.

Wir brauchten auch dreimal mehr Kräfte als die übrigen. Sie taten im besten Fall, wozu sie beordert wurden, und hatten dann noch die Sicherheit, daß ihrem Ausführungswillen nachgeholfen wurde. Wir aber durften keiner Anfechtung des Fleisches erliegen. Wer keine Verantwortung zu tragen hat, der schläft Tag und Nacht, bei jeder Gelegenheit, in jeder Stellung, auf Pferden, Eseln, Maultieren und Kamelen, in den unmöglichsten Lagen, ja auf den eigenen Beinen im Gehen. Ein wahrer Schlafkünstler war unser Koch, ein Perser mit langem Galgenhals, glattrastertem, hinterkopflosem Schädel, einer langen Nase und den abgezehrten Gliedern, dem müden Blick des Opiumrauchers. Wenn ich mich in der Nacht einmal aufheitern wollte, so ritt ich an das Kamel heran, auf dem er mit offenem Munde jede Bewegung des Tieres langsam, bedächtig und mit unendlicher Komik im Schlafe mitmachte.

Wir mußten sorgen, rechnen, ausspähen, führen, wachen und treiben, immer wieder treiben, den anderen den im Schlaf und Ruhebedürfnis untergehenden Willen nach vorn erfegen. Und doch bleibt noch zum Träumen Zeit. Das Träumen ist sogar nötig; wo sollte man sonst Erholung finden? Im Reiten träumt man von einem ganz

freischen Tier, das man alle zwanzig Kilometer wechseln könnte, eine deutsche Schwadron statt der Karawane hinter sich zu haben, alle acht Tage nur einmal deutsch essen, alle fünf Stunden an die Wasserleitung treten und sich ein, nein zwei Glas klaren, kühlen Wassers einlassen, oder aber — wie ist das bescheiden und scheint erfüllbar! — sich nur fünf Minuten hinlegen und ruhen zu dürfen.

Halt, wer ist da? Jemand, der den gleichen Gedanken gehabt, aber auch ausgeführt hat. Es ist Mohabbad Khan, mit dem ich gerade das Pferd teile, weil einer der Gäste das seinige schwer gedrückt hat. Hätte ich den wie tot Daliegenden nicht bemerkt, vielleicht nur jener Traumvorstellung wegen nicht bemerkt, so wäre er liegen geblieben, hätte im Sonnenbrand des Tages nicht weiter gekonnt, wäre verdurftet, verhungert, ein Kind des Todes gewesen.

Ich rüttelte ihn auf, er soll die Nacht durch reiten. Schon wieder liegt einer, nein zwei im Weg. Kasim Bey, der vorausgeritten war, sich ein wenig nur auszuruhen. Mann und Pferd schliefen, alle Glieder von sich gestreckt.

Die Morgenstunden naßen heran. Sie sind die schwersten; es ist, als ob die Dämmerung die Augenlider gewaltsam zudröge. Man weiß es, fürchtet sich davor und muß deshalb doppelt gegen die Selbstsuggestion kämpfen. Die Tiere schreiten immer stumpfer, die Menschen reiten immer blöder dahin. Ein Gedanke hält beide, daß am Ziel Schatten und vielleicht auch Wasser zu finden ist.

Das Sonnenlicht bringt seine eigenen Sorgen und die endlich erreichten Ruinen einer Karawanserei noch mehr. Wir eilen voraus, die Abladestätte, den Platz für unsere,

die Mietstiere und die Menschen zu bestimmen. Hierher die Sachen, dorthin den kleinen unverträglichen Schimmel. Hier die Steine und den Dung fort! Alle, d. h. wir Deutschen und die Dscherwardare, arbeiten emsig. „Will der Sahib nicht ein Glas Tee trinken?“ Einer der Treiber hat sofort über einem Kameldungfeuer einen überfühten Tee aus seiner kleinen Theke (einer Kiste mit Teetassen, Zuckerbehälter und Schubfächer für Löffel) zubereitet und kredenzt ihn, als wollte er sagen: „Ihr habt's verdient.“ Während diese Leute! Die gemeinsame Arbeit bringt einander näher als die gemeinsame Gefahr.

Als wir endlich an die eigene Ruhe denken können, sind die schattigen Plätze längst von Schläfern besetzt. Ihr Schlaf ist nicht ganz ruhig, sie greifen sich da und dort hin. Wir kennen sie, die Kamelläuse, die Zecken, von Flöhen gar nicht zu reden. Aber sie schlafen trotzdem fest. Ja, nicht einmal der fertige Reis, den der wohlausgeruhte Koch anzubringt, kann sie wecken. Zwar schmeckt er fürchterlich nach verwestem Hammel, füllt aber die schmerzenden Gedärme.

Wir spannen draußen zwischen zwei Lasten über Gewehre zwei Zeltbahnen aus, der Boden brennt, so daß durch die Sohlen die Füße wehtun, aber Kamelläuse leben hier draußen wenigstens nicht. Die Hitze benimmt den Atem, hält das Herz an. Von der nächtlichen Sehnsucht nach Schlaf bleibt nichts als der Wunsch, es möchte Abend werden, nur das mit die augenblickliche Qual ein Ende nehme. Auch die kurze Ruhe wird unterbrochen durch schnell entschlossene Sprünge in die Glut, wenn die Hengste raufen oder notwendige Anordnungen zu treffen sind. Die in der Kata-

strophe sind auch nicht gerade zu beneiden. Sie liegen mit den Pferden zusammen in einem tiefeingestäubten Stallraum. In die Sonne wagt man selbst die Tiere nicht zu stellen. Die Treiber bewegen sich mit dem Sonnenschatten um den Stall herum. Nur mittags, wenn die Sonne im Zenit steht, kommen sie an die Türöffnung, um nach einer Stunde wieder sich an der Mauer entlang zu drücken.

Gegen drei Uhr, nach höchstens zweieinhalbstündiger Ruhe, heißt es schon wieder, Willen für zwanzig Personen fassen. Die Pferde werden nachgesehen, Eisen angezogen, die Tiere getränkt. Das schügende Zelt wird eingerissen, die Lasten werden wieder zurechtgelegt, alle Marschanordnungen getroffen. Jetzt kommen die Kranken. Der letzte gerissene Riemen ist glücklich genäht, dann ertönt das „barka nit“ und abermals beginnt der Nachlauf.

Nur neue Schwierigkeiten bringen Abwechslung. So hatten kurz vor Durchmessung der längsten Kewirfstrecke Dr. Becker und Kasim Bey erklärt, es in der Sonne nicht mehr aushalten und lieber selbst über Mittag weiterreiten als sich totdürren zu lassen. Ich hatte nichts dagegen, der Weg schien durch einen Gebirgsfattel vorgezeichnet, und so ritten sie von dannen. Sechs Stunden später brachen wir auf. Wir marschierten forsch vorwärts und sahen uns schon um elf Uhr am Ziel. Selig begrüßten uns die Vorangegangenen. Eiskaltes Wasser, berichteten sie, hänge für uns am Baum. Ein Trunk aus dem kleinen, in den linden Lüften schaukelnden Schlauch — pfui, war das eine Brühze, ganz lauwarm. Dann aber hörten wir die Geschichte der beiden und verstanden. Kurz vor dem Ziel waren sie in ihrem

durch die Sonnenhitze hervorgerufenen Taumelzustand abgeirrt. Die Kasstafte war nicht zu finden, ja nicht einmal der eben berittene Weg. Die Kräfte, die die Aussicht auf das Ziel gehalten hatte, nahmen im ziellosen Herauf und Hinunter der mit Springen bestandenen Hügel reisend schnell ab. Dr. Becker stand es dunkel vor Augen, Kasim Bey schwankte. Die Umschau von einer Kuppe sollte Rettung bringen, aber weder der eine noch der andere konnten weiter. In diesem Punkt angelangt, begannen die beiden sich freundschaftlich zu streiten, wer oder was sie gerettet habe. Kasim besaß etwas dem Kameraden bis dahin verheimlichtes Salzwasser im Schlauch; davon bot er dem Doktor das letzte scheußlichste Restchen. Dr. Becker aber führte in einer mit patriotischen Bildern geschmückten Schachtel noch eine Kolapastille; sie gab er Kasim Bey. Kurz, sie konnten den Berg erklimmen, sahen von dort einen Hirten und waren gerettet. Der brave Hirte labte die beiden mit saurer Milch aus seinem Schlauch und führte sie an die Stelle, wo wir sie soeben angetroffen hatten. Nach den überstandenen Leiden war ihnen das lauwarme Wasser des Haoz eiskalt erschienen. Die Kolaschachtel hat sich Kasim Bey als Andenken aufbewahrt.

Daß man bei der schweren körperlichen und seelischen Beanspruchung auch die weitere Umgegend nicht mit den frohen Sinnen des Spazierwanderers genießt, ist nur zu natürlich. Die Landschaften, die man des Nachts durchmisst, sieht man ganz unwahr. Am Tage würde man sie wohl kaum nach dem Gemälde, das sich die nächste Phantastie von ihnen geschaffen hat, wiedererkennen. Beim Marsch

durch die eigentlichen Kewirstrecken wurde man, trotz aller Hitze, die Empfindung nicht los, durch eine Eiswüste zu marschieren. Wie Schnee knirscht der Salzboden. Ab und zu ist er von richtigen Salzbüschen durchbrochen, die in schneeiger Weiße ihren Lauf ziehen. Manchmal schiebt sich das Salz in Schollen übereinander.

Nichts gibt einen so vollkommenen Eindruck der Abgestorbenheit, des Ausschlusses alles organischen Lebens, mit einem Worte der Wüste — wie das ewige Salz.

Es scheint auch an unserem Leben zu fressen. Es dringt in die Haut, verkrustet leise Hände und Gesicht und bildet unter den Wirkungen der Tagessonne blutige Wunden an den Lippen. Mehr noch schmerzt der Brand, den es im ganzen Körper verursacht. Vor einer Wasserleitung zu stehen und zu trinken, immer weiter zu trinken, das ist die einzige Trostvorstellung, der einzige Wunsch solcher Nachtmärsche und Tage, wo die Sonne Lebensempfindung und Freude zu verbrennen droht.

Durchbruch durch die feindlichen Linien

Die heißeste Stadt der Welt

Am 23. Juli 1915 schleppten wir uns endlich nach Tebbes hinein.

Die Tatsache, daß sie nach jeder Himmelsrichtung von einer zwanzig Tage weiten Wüste umschlossen ist, hat der Dase Tebbes eine unübertroffene Jungfräulichkeit gesichert. Außer Sven Hedin, der sie vor zehn Jahren besuchte, hat kein Europäer, sicher wohl niemand, der als solcher reiste und sich zu erkennen gab, den Boden der Stadt betreten. Für uns alle war sie nicht nur eine Dase mit Wasser, Palmenbäumen, Nahrungsmitteln und schließlich auch Menschen — sie war das Ziel unserer Wünsche von zwanzig Tagen und Nächten, die erste wirkliche Etappe auf dem Wege nach Afghanistan, der Ausgangspunkt, von dem der große Sprung ins völlig Unbekannte geschehen sollte.

Einen Tagemarsch vor der Stadt hatte ich die Karawane zurückgelassen und war mit Röhr und einem Mann voraus geeilt. Im Orient empfiehlt sich der strategische Grundsatz, getrennt zu marschieren, ganz besonders. Jedem Trupp läuft mit ganz unerklärlichen Riesenschritten ein Gerücht voraus. Dieses, soweit es in den Zweck paßt, zu bestätigen und zu betonen, bildet die Aufgabe einer politischen Führung. Blieben also unsere Leute zurück, so erhielt sich mit Sicherheit das Gerücht von einer Anzahl Teilnehmer, das durch mein und Röhrs vorheriges Eintreffen in Tebbes keine Widerlegung fand, mithin um so mehr geglaubt wurde.

Als wir eines schönen Morgens an den gewaltigen, vom Winde seltsam glatt geschliffenen Lehmmauern, an Alt-Tebbes vorbei in die Hauptstraße einbogen, war eine Bewegung in der Bevölkerung unverkennbar. Die Karawanerei war zerfallen. Wir suchten deswegen nach einem anderen Quartier, fanden es auch nach einigem Hin- und Hergerede in einem verlassenen, aber noch wohlhaltenen Palast. Unsere ersten Besuche galten dem Gouverneur und den Notabeln der Stadt. Aus ihrer unterwürfigen Haltung und ihrem forschenden Entgegenkommen schlossen wir, was uns der Steuererheber, ein gebildeter Perser aus Teheran, dann sagte. Man hatte unserem Haufen die Absicht zugetraut, die Stadt zu erobern und auszurauben. Die Tebbeßi hatten ihre trüben Erfahrungen gemacht. Wenige Jahre vorher hatte der Araberhauptmann Maschallah Khan die Mühe einer vierwöchigen Wüstentour nicht gescheut, um den Leuten in Tebbes einen Osterbesuch abzustatten. Die Räuber hatten die Stadt nach kurzem Kampf genommen, vollkommen ausgeplündert und in jeder Weise an den Einheimischen ihr Mütchen gekühlt. Dabei war ein Bruder des Räuberhauptmanns gefallen. Die armen Bürger erwarteten nun seit drei Jahren täglich, daß Maschallah Khan Blutrache zum Vorwand nehmen würde, die Dase ein zweites Mal heimzusuchen.

Die Folgen dieses räuberischen Besuches machten sich noch in anderer Weise unmittelbar für uns geltend. Last- und Reittiere gab es in Tebbes fast nicht. Für die wenigen vorhandenen nannte man unerhörte Preise. Ein in der Stadt angelegener Räuber besaß mehrere Parademaul-tiere von ungeheurer Größe und Fettleibigkeit. Von diesen

wollte er uns aber auch nur die unbrauchbarsten ablassen. Ein Tag nach dem anderen verfloß, ohne daß es unseren Bemühungen gelang, die notwendigen Tiere zu bekommen. Eine unheimliche Nacht mußte sie im Orte zurückhalten. Vielleicht war es auch das in bestimmterer Form auftretende Gerücht, die Russen kämen vom Kum heran, das die Leute von Beziehungen zu uns abschreckte.

Wie dem auch immer war, auch der Aufenthalt in Lebbes wurde uns zur Qual. Die Tage kamen uns, trotz des Schutzes vor der Sonne, fast noch schwerer an als die auf dem Marsch. Selbst nachdem wir eine tiefe, halb verschüttete Katakombe gefunden hatten. In den Sommermonaten lebt in Lebbes bei Tage alles unter der Erde. Wir also endlich auch; aber trotzdem dampften wir nackt, zehn Klafter tief vergraben, im Staub wie Bratäpfel. Des Nachts gingen wir aufs Dach an eine zugige Stelle, die vom Mondlicht nicht berührt war, meist in die Nähe eines der großen Windschächte, die wie Riesentamine die Stadt überragen und ihr ein besonderes Gepräge verleihen. Mit Einbruch der Dunkelheit begann aus den umliegenden Gärten das Konzert der Schakale. Durch die Bewässerungsdurchlässe kommen sie ganz nahe an die Häuser und erschüttern die Luft mit ihrem Geheul, das bald wie Lachen klingt, bald wie Kindesweinen.

Feldzugspläne

Doch eines Tages kam die große, befreiende Überraschung. Eine neue Kolonne, so hieß es, und nicht die erwarteten Russen, sei im Anmarsch. Die Kolonne nahte, sie zog ein,

und wir sahen zu unserer Freude — bekannte Gesichter. Es war Herr Oberleutnant Niedermayer, der sechs Monate vor mir zur Lösung militärischer Aufgaben mit dem Ziel Afghanistan von Deutschland aufgebrochen war. In Teheran hatte ich ihn noch mitten in den Vorbereitungen zu seiner Reise gefunden. Jetzt holte er uns in Lebbes ein. Er hatte neben einigen deutschen Herren, darunter dem bekannten Südwestafrikaner Herrn Wilhelm Paschen, und einer Anzahl von Persern auch sechs Österreicher und Ungarn mitgebracht, forsche Kerle. Freilich sprachen sie alle verschiedene Sprachen, was zur Verständigung innerhalb der Expedition nicht gerade beitrug.

Wir beschloßen angesichts der feindlichen Drohung, den Durchbruchversuch gemeinschaftlich zu machen. Viel hatte ich zwar nicht kaufen können, nur zwei Pferde und drei Maultiere. Dagegen war es mir schließlich gelungen, mit Meschedi Fatollah einen neuen Vertrag abzuschließen. Er gab sich darin ganz in meine Hände und verpflichtete sich, bis zur Entlassung bei mir auszuharren. Auch der Kamelführer entschloß sich, den hohen Preis für seine Tiere noch eine Zeitlang weiterzubeziehen.

Der Abschied von der heißesten Stadt der Welt, ja selbst von dem großen unerschöpflichen Fonteyn mit frischem Wasser wurde uns nicht schwer, ging es doch endlich an und, so Gott wollte, durch den Feind.

Unser Feldzugsplan, von Niedermayer und mir gründlich durchberaten, war bald fertig. Der Feind stand in zwei Linien längs der durch die ostiranischen Gebirge führenden beiden Wege. Im ganzen Norden die Russen, im Süden,

etwa von Birdschand ab, die Engländer. Die von Mesched über Kain, Birdschand nach Masrabad führende Telegraphenlinie war in feindlichen Händen. Alle Wasserstellen bis drei, vier Tage in die Wüste hinein waren von feindlichen Spionen besetzt. Unser Anmarsch, darüber konnte nach einer Botschaft aus Isfahan sowohl wie nach anderen Zeichen kein Zweifel sein, war gemeldet.

Um den Gegner zu einer Zusammenziehung seiner Kräfte an einer bestimmten Stelle zu zwingen, wollten wir ihm zunächst einmal nahe auf den Leib rücken und in beängstigender Nähe kurze Zeit warten. Als Standquartier schien uns hierfür die kleine Stadt Buschrueh am günstigsten, die sechs Tagereisen ostwärts in der Wüste lag. Die Wartezeit wurde benutzt, alle Vorkehrungen für die kommenden Kriegsmärsche zu treffen. Zunächst einmal beschlossen wir, das gesamte Gepäck unter Führung des Dr. Becker bis hinter Tebbes zurückzuschicken. Die gesamte Karawane wurde in zwei Teile geteilt, in eine fliegende Maultierkolonne und eine Kamel-Hilfskarawane. Die Maultiere sollten, außer mit dem persönlichsten Gepäck, Geld und Munition, so leicht mit Wasser und Futter beladen sein, daß sie nötigenfalls im Trab marschieren und im Galopp weggeführt werden konnten. Die Kamelkarawane, lediglich mit Wasser und Futter beladen, sollte uns, soweit es irgend ging, folgen können. Im kritischen Augenblick konnte sie auch geopfert werden.

Acht Tage blieben wir in Buschrueh, täglich unsere Perfer und Jnder exerzierend. Meinen Afridis machte es dabei einen Hauptspass, unsere eigene Karawane überfallen zu dürfen. Wir selbst wären uns aller Wahrscheinlichkeit nach nicht entronnen.

Aufforderung zum Tanz

Am siebenten Tage wurde uns die Annäherung der Russen vom Kum her, also von Osten, gemeldet. Nach zuverlässiger Erkundung hatten sie hundertfünfzig Mann, zwei Geschütze und ebensoviel Maschinengewehre. Jetzt begann der Tanz. Dr. Becker wurde mit seiner Gepäckkarawane zwei Tagemärsche nach Norden beordert. Herru Niedermayer diktierte ich einen fingierten Brief an den deutschen Gesandten in Teheran. Darin bezeichnete ich es als unser erstes Ziel, nachdem der Weg nach Afghanistan einmal eröffnet sei, unsere Etappe durch Vorbrechen nach Norden gegen die russischen Hauptstellungen zu decken. Auf Ungeschick und Einfalt des Boten hatten wir bei seiner Auswahl besonderes Gewicht gelegt, so daß wir mit Sicherheit annehmen durften, er würde den Russen in die Hände fallen.

Vor unserem Aufbruch gab es aber noch eine schwere Verlegenheit für uns. Seit sie wußten, daß der Feind heranzückte, war sämtlichen Persern das Herz in ihre weiten Hosentaschen gefallen. Sie erklärten zaghaft, nicht mitkommen zu können, und waren plötzlich alle verschwunden. Ohne diese im Auf- und Abladen gedrückten Leute ging es aber auf keinen Fall. Da sie sich vorsichtshalber in die Moschee geflüchtet hatten, so konnten wir zunächst auch gar nicht einmal in Verbindung mit ihnen treten. Ich allein war in der glücklichen Lage, einen gewissen Zwang auf sie ausüben zu können. Ich hatte nämlich die gemieteten Tiere in der Hand und war entschlossen, sie vor Erfüllung unseres Kontraktes nicht herauszugeben.

Im tiefen Dunkel der Nacht schlich sich unser sonst so

mutiger Hauptdscherwardar auf den Platz, wo seine Tiere mittlerweile von unserem Posten mit geladenem Gewehr in Aufsicht und Pflege genommen waren. Ein Zufall wollte es, daß Köhr ihn gerade erwischte. „Was macht ihr Kerle eigentlich? Habt ihr uns nicht tausendmal geschworen, daß ihr euch freuetet, gegen die Russen ziehen zu dürfen! Hast du nicht dir immer ein Gewehr ausgebeten und dich gerühmt, ein mutiger Mann zu sein?“ „Ja, Sahib, das habe ich, aber jetzt ist es doch etwas ganz anderes!“ „Was, schämst du dich nicht?“ „Ja, ich muß mich schämen,“ erklärte Fatollah, unseren Köhr vollkommen entwaffnend.

Dann aber kam ich mit anderen Gesichtspunkten. Wenn Meschedi Fatollah jetzt von uns Abschied nahm, so sollte er nicht nur ohne sein Geld gehen, sondern auch auf der ganzen langen Reise nach Hause das sauer ersparte Geld aufzehren müssen. Ging er aber mit uns bis an die afghanische Grenze, so konnte er von dort nach dem großen heiligen Mesched ziehen, am Grabe des Imán Kefa beten und mit neuer Fracht seinen Weg in die Heimat zurücknehmen. Meschedi Fatollah sah das ein. Ebenso seine Leute, die vielleicht noch mehr als ihn der heilige Titel eines Meschedpilgers lockte, den ja Fatollah schon trug. Um halb vier Uhr morgens konnte der ganze Zug, dem Feind entgegen, abrücken.

Dr. Beckers Schicksal

Hier sei eine Minute der Erinnerung Dr. Becker gewidmet. Er zog fort in die Wüste, um unser Gepäck zu bergen. Zwanzig Tage später rückten die Russen gegen ihn. Er

vergrub die Wertsachen und ließ das Gepäck aus Mangel an Transportmitteln zurück. Zwei und einen halben Tag verteidigte er sich, bis die Munition zu Ende ging. Dann sattelte er sein Pferd und brach mit seinen Leuten aus. Stundenlang ständte er im Galopp durch die Wüste. Die Russen konnten ihn nicht einholen; aber Räuber lagen im Hinterhalt an seinem Weg. Er bekam einen Schuß durch die Lunge und stürzte.

Wie es zugeht, weiß ich nicht, aber Eingeborene nahmen ihn auf und pflegten ihn nach seinen eigenen Weisungen.

Er wurde gesund, kämpfte ein Jahr in Beluschiſtan, dann in Persien. Hier fiel er durch Verrat in Gefangenschaft der Engländer, die ihn an Rußland auslieferten.

Erst vor wenigen Tagen erhielt ich von meinem Reise- und Leidensgenossen ein erstes Lebenszeichen aus Maryn am Kaspiſchen Meer.

Krieg in der Wüste

Fünf Wegstunden von Buschruyeh nach Osten lag ein kleines Wassergewölbe, ein Hoaz. Dort warteten wir das Eintreffen des Feindes ab.

Ganz nahe, erst unmittelbar vor seiner Ankunft, wollten wir ihm ausbiegen. Er sollte auf Buschruyeh zu in die Luft stoßen. Wir wollten ganz unerwarteterweise in eine sechs Tage südlich von uns sich erstreckende, vollkommen unerforschte Wüste verschwinden. Um plötzlich an unvermuteter Stelle auftauchen zu können und dann noch möglichst frisch zu sein, hieß es aufs äußerste Kräfte sparen und namentlich mit den Wasservorräten haushalten.

Mittags um zwei Uhr — ich lag zur Beruhigung meiner Leute, die etwas nervös geworden waren, völlig ausgezogen unter einer Zeltbahn in ihrer Mitte — brachte atemlos ein Bote die Meldung vom Anrücken zweier russischer Kolonnen. In drei Stunden würden sie hier sein. Drei Stunden — in dem Falle hieß aber mindestens fünf. So blieb ich denn vorläufig liegen und gab erst, als die Botschaft allen Befehlen entgegen doch bis zum letzten Dscherwardar durchgedrungen war, die Anordnung zum Aufbruch. In knapp dem vierten Teil der Zeit, die wir sonst zum Beladen brauchten, stand die ganze Kolonne bereit. Allen voran setzten sich sogleich die Kamele langsam in Bewegung, die Maultiere folgten. Ich und einige Leute blieben noch zurück.

Tatsächlich konnte man durchs Glas deutlich zwei Staubsäulen erkennen. Um nicht den eigenen Staub zu schlucken, vielschickten die Russen getrennt. Bis zum Einbruch der Dunkelheit sah ich das Herankriechen der beiden Schlangen mit an. Dann saßen wir alle frohvergünstigt auf und trabten den Karawanen, die vorangegangen waren, nach. Ein gütiger Wind verwehte auch hinter uns die Spuren im schweren Sande.

Acht Tage haben wir in dieser Wüste, die noch keines Menschen Fuß betreten hat, zugebracht.

Gleich die erste Nacht machte uns klar, was ein unzuverlässiger Mann vor dem Feinde bedeutet. Die aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzte Truppe war bald auseinandergerissen. Die Maultiere, bei denen sich Herr Niedermayer und unser persischer Führer befanden, waren den Kamelen schnell vorausgekommen und hatten sie in

der schwarzen Finsternis verloren. Mir selbst gelang es nur, die Kamelkarawane einzuholen, und zwar lediglich deshalb, weil in einem der Gepäckstücke irgendein Gegenstand rumpelte. Herr Niedermayer hatte mehrmals Bote nach hinten geschickt, um Verbindung mit uns aufzunehmen. Von seinen Persern hatte aber ein Teil die Gelegenheit benützt, sobald sie außer Kontrolle waren, sofort zu desertieren. Einer, noch der gewissenhafteste, zündete ein Streichhölzchen nach dem anderen an, um uns durch „Lichtsignale“ an sich zu ziehen. Diese Maßnahme war nicht gerade geeignet, den Feind über unsere Abmarschrichtung zu täuschen. Als ich dieses Häufchen Unglück mit seiner Streichhölzschachtel auffand, schickte ich ihn zu seinem Herrn wieder nach vorn. Jetzt ließ er sich diese Gelegenheit nicht entgehen, um mit Pferd und Waffen für immer zu verschwinden.

Um ein Uhr nachts gebot ich Halt. Lieber vor dem Feinde ruhen, als umherirren. Dem Pferdchen wurde etwas Gerste gereicht, die ich auf mein Taschentuch streute. Nach kurzer Abendmahlzeit — allerdings nur für das Pferd — legten wir uns, die Zügel in alter Gewohnheit ums Bein geschlungen, brüderlich nebeneinander.

Schon die ersten Morgenstunden schienen, rascher als wir erwarteten, die Entscheidung zu bringen. Deutlich war von Buschruyeh her ein kleiner, schnell marschierender Trupp sichtbar. Das konnten nur die Russen sein; denn in jener Gegend verkehren ausschließlich Kamelkarawanen. Unsere Kamele rückten weiter, ich nahm mit einigen wenigen Männern eine Aufnahmestelle diesseits einer tiefen Schlucht ein. Frendig waren wir überrascht, einen Teil unserer eigenen Leute, die

Maultier-Futterkolonne, herannahen zu sehen. Sie waren ebenfalls in der Nacht abgerissen und steuerten jetzt mit richtigem Instinkt auf das festgesetzte Tagesziel los.

Wüstenwanderer

Ich will schweigen über die Monotonie der Nachtmärsche, die nun folgten, und an Einzelheiten nur das hervorheben, was zum Nachfühlen unserer Stimmung während dieser Zeit beitragen kann.

In diesen Wüsten Persiens konnten wir uns lediglich dem tierhaft sicheren Instinkt von Eingeborenen anvertrauen. Es ist das ein Menschenschlag, der außer der Sinneschärfe der Indianer, wie wir aus Kindertagen sie kennen, noch einen besonderen Sinn hat, den ich als geographischen bezeichnen möchte. Herr Niedermayer hatte drei dieser Leute gewonnen und auf unsere wechselnden, ihnen gänzlich unverständlichen Ziele anzusehen gewußt. Leibhaftig sehe ich unsere Führer in der Nacht vor mir schreiten. Lange, hagere, bis auf Knochen und Sehnen ausgedörnte Gestalten mit wilden Bärten, durchdringenden, aber gutmütigen Augen und der vornehmen Einfachheit der Haltung, wie man bei diesen noch durch keine Zivilisation verdorbenen Kindern der Natur sie antrifft. Sie hatten eine merkwürdige Arbeitsteilung. Einer von ihnen beobachtete, in innerer Versunkenheit auf seinem Reittamel sitzend, die Gestirne, ein anderer, der eins unserer Maultiere ritt, durchspähte mit vorgestrecktem Hals die nähere Umgebung, ein dritter, der zu Fuß ging, prüfte die Bodenbeschaffenheit und die Schnelligkeit unseres Fortkommens.

Haarscharf und ohne Zögern, nur manches Mal in der Luft witternd, führten sie uns auf den festgesetzten Punkt. Ihr Urteil über Gelände und Entfernungen war im Gegensatz zu dem beispielsweise unserer Bauern unbedingt sicher. Hängt doch von der Richtigkeit ihrer Wahrnehmungen und Schätzungen auch alles für diese Wüstenbewohner ab. Wenn sie reisten, so nehmen sie für sechs bis acht Tage nichts als eine gewisse Brotportion und einen kleinen Schlauch voll Wasser mit. Reicht der nicht, haben sie sich in den Entfernungen verrechnet, so bleichen ihre Knochen bald in der Wüste.

Sechs Tage ging es so hin und her. Um den Feind zu täuschen, berührten wir einmal die Karawanenstraßen von Duhuk auf Khur nach Biröjend. Sobald wir gewiß sein konnten, durch die auch dort aufgestellten Spione gemeldet zu sein, bogen wir wieder in die Wüste nach Norden ab. Es war für den Feind unmöglich, sich auf unserer Route zurechtzufinden. Hätte er sich ausgekannt, wo wir uns jeweils befanden, dann hätte er uns zum mindesten für verrückt gehalten.

Nachgerade war allerdings ein Teil meiner Leute nicht bei gesunden Sinnen. Die furchtbaren Strapazen hatten selbst — und sogar ganz besonders — die an Sonnenglut gewöhnten Inder entsetzlich mitgenommen. Zwischen einem Soldaten, der in Fieberdelirium verfiel, und einem hochgestellten Landsmann, der das Kamel mit ihm teilte, wäre beinahe um eine Melone und Wasser eine mörderische Auseinandersetzung entstanden, hätte nicht dieser seinem bewaffneten Kassengenossen in letzter Minute nachgegeben.

Die Desertionen unter Niedermayers Persern nahmen kein Ende. Auf dem Marsch von Tulk ab, der Bitterquelle,

deren Namen wenigstens schon keine Täuschung zuließ, war dem österreichischen Feldwebel Baiertl und Hassan Ali Khan, dem Führer einer ehemals stattlichen Reiterzahl, die Aufsicht über die etwas langsame Kamelkolonne anvertraut worden. Ich hatte sie etwa eine Stunde nach einer letzten Überprüfung verlassen, als verstört und wie geistesabwesend Baiertl angeritten kam. Was war geschehen? Hassan Ali Khan hatte mit gezogener Mäuserpistole den von der Sonne ganz betäubten Österreicher gezwungen, zuzusehen, wie er Wasser für sich abzapfte und mit dem der Expedition gehörigen Pferd, Gewehr, Mäuser und gesamter Ausrüstung auf Nimmerwiedersehen davonritt. In eine Verfolgung durch die Wüste war nicht zu denken. Im Augenblick kam uns Baiertls Verhalten unerklärlich vor. Als wir ihn aber jenseits der afghanischen Grenze noch viele Wochen unzurechnungsfähig im Delirium liegen und erst nach annähernd einem Jahre größter Pflege die Folgen jener Marsche langsam überwinden sahen — da baten wir ihm manches harte Urteil ab.

Die übermäßige Ermüdung aller Tiere und Menschen gestaltete für uns Deutsche die Aufgabe täglich schlimmer. Doch das Bewußtsein, ein großes Ziel vor Augen zu haben, ließ uns so viel stärker erscheinen als die übrigen.

Dicht am Feind

Wir näherten uns wieder der feindlichen Linie. Unsere Kamelc waren zum Teil schon liegengelassen, der Rest vollkommen erschöpft. Bis auf einige Gerstensäcke waren auch ihre Lasten verbraucht. Die guten Tiere sollten noch einen letzten Zweck erfüllen.

Mit einigen feinhewerten alten Köffern, Futter und etwas Wasser beladen, sollten sie nach kurzer Rast auf dem Wege hinunterziehen, wo uns der Feind, früherem Auftauchen nach, vermutete. Griff er an, so durften die zum Geleit bestimmten Leute Niedermayers die Tiere möglichst rechtzeitig im Stich lassen. Die Bezahlung für die Kamelc wurde an sicherer Stelle hinterlegt, damit die Treiber keinen Schaden leiden sollten.

Unter weniger kritischen Umständen wäre uns der Abschied von den Wackeren mehr zu Herzen gegangen. Es befanden sich prächtige Gestalten unter ihnen, ein fester, gefestigter älterer Mann, der bei uns bis auf Tracht und Haarfarbe ohne weiteres für den ehrsamsten der Handwerksmeister gehalten worden wäre, und ein junger Mensch von etwa neunzehn Jahren, den ich den persischen Parzival zu nennen pflegte. Unverwandten Auges marschierte er seine zwölf Stunden seinen Tieren voraus. Am Ziel lud er ab und trieb sie in die Wüste. Uns half er noch gelegentlich beim Sammeln von Dung zur Feuerung. Alles tat er ohne Unruhe, mit einer kindlich freudigen, ausgeglichen vornehmen Selbstverständlichkeit. O wie schön muß es sein, nur an seine Kamelc und höchstens an den nächsten Tag denken zu müssen!

In dem Natronwasserloch, wo wir uns trennten, hatten noch vor vier Tagen — das erzählten uns Nomaden, die wir trafen — feindliche Vorposten gelegen. Dann hatten sie sich in der Wüste nicht mehr halten können und waren zurückgegangen. Jedenfalls hieß es nun noch mehr auf der Hut sein.

Zwei Nächte später kamen wir über die erste feindliche Weglinie in ein größeres Dorf. Sofort wurden, noch in der

Nacht, alle Ausgänge besetzt. Kein Mensch durfte hinaus, jeder, der hinein wollte, sollte uns vorgeführt werden.

Da durch Stürze, Brüche und andere Unfälle eine große Zahl meiner Leute außer Gefecht gesetzt war, blieben mir nur vier Schützen übrig. Unter ihnen einer, der sich etwa eine Woche vorher durch einen nächtlichen Sturz vom Tier rechts alle Mittelhandknochen gebrochen hatte. Strahlend war der Mann tags vorher zu mir gekommen und hatte, auf seine von mir primitiv geschnittene Hand weisend, gesagt: „Sahib, ich kann es wieder!“ „Was denn?“ fragte ich. „Ja, mit dem Daumen den Abzug drücken, ich habe es so lange geübt, bis es ging.“

Honny soit, qui mal y pense

Im Dorfe rief unsere Anwesenheit weniger Überraschung als Schrecken hervor. Engländer und Russen hatten die Leute schon längst vor uns gewarnt. Als ich beim Tagesgrauen mein Pferd zur Tränke führte, fiel mir ein anderes Tier auf, dessen schönes Vorderzeug auf prachtvollem Messingbuckel das englische Wappen und die Umschrift Honny soit, qui mal y pense trug.

Ich ließ mir die Mahnung zu Herzen gehen. Wie konnte man auch unter solchen Umständen einen bösen Gedanken haben! Aber nach dem Besitzer des Pferdes forschte ich doch, forschte ich nicht nur, sondern nahm ihn sogar fest und brachte ihn in unser Hauptquartier. Es war ein Farbiger. Was er hier zu schaffen habe, vermochte er nicht anzugeben. Telegramme, Geldscheine und andere Papiere in seinen Taschen gaben uns die Gewißheit, daß wir es mit einem Spion zu tun hatten.

Kurz danach wurden von den Afridis ein Geistlicher und noch ein anderer Verdächtiger eingeliefert, die im Ort nichts zu suchen hatten, ja nicht einmal bekannt waren.

Was sollten wir mit ihnen tun?

Einzelne unserer Boten waren, wie wir gehört hatten, von den Russen schlankweg erschossen worden. Nun ist ja das Vergeltungsprinzip ganz schön und angebracht, wenn es sich darum handelt, schlimmerem Blutvergießen vorzubeugen. Ich plädierte in diesem Falle dafür, die Leute als Geiseln mitzunehmen. So geschah es auch, als wir am Nachmittag abritten.

Durch die feindliche Sperrkette

Es war ein großer Augenblick. Unsere Nerven waren bis zum äußersten gespannt. Wir hatten heute die Telegraphenlinien und dann die Hauptlinie der Russen und Engländer zu queren. Auf alles waren wir vorbereitet, nur nicht auf die Meldung unserer Patrouille, daß der Weg an unserer Übergangsstelle frei sei!

Schnell überschritt die Karawane einen von kleinen Steintürmen, die wir von ferne für feindliche Posten gehalten hatten, eingesäumten Paß. Ehrfurchtsvoll begrüßt von der uns in Furcht entgegenlaufenden Bevölkerung, stiegen wir auf der anderen Seite nieder und verschwanden vor ihren Augen im weglosen Dunkel. Jetzt hatten wir den Feind nur noch hinter uns, jetzt hieß es, ihn möglichst schnell und möglichst weit hinter uns zu bringen.

Die Nacht war rabenschwarz. Nur ein Sternbild, wenn ich mich nicht irre, die Kassiopeja, stand vor uns. Wir marschierten schon über den zweiten schweren Gebirgszug ohne

Weg. Unten mußte ich mir die Stiefel ausziehen, weil ein paar Nägel sich in den Fuß gehohrt hatten. Zwanzig Minuten weiter merkte ich, ich hatte dabei meinen Sporn liegen lassen. Nun geht ein Reiter schon an sich sehr ungern ohne Sporen. Mit einem allein zu reiten, gilt als ehrenrührig, weil im Mittelalter feige Regimenter mit dem Verlust eines Sporns bestraft worden sind. Ein böses Omen? Die Angst, daß ein solches Stück europäischer Reiterausrüstung die Russen auf unsere Spur leiten konnte, ließ mich noch einmal umkehren. So angestrengt ich danach Ausblick hielt — ich fand nichts. Da erdröhnte plötzlich überlaut ein Schuß, eine Kugel pffiff an meinen Ohren vorbei. Nun konnte ich meinen schon durch die Trennung von seinen Gefährten wild gemachten Hengst kaum noch bezähmen. Zu allem Unglück verrannte er sich in einem Seitental und störte meinen Richtungssinn so vollkommen, daß ich über eine qualvolle Stunde nicht aus noch ein wußte. Im letzten Moment hatte ich so durch meine Kleinlichkeit nicht nur mich selbst und andere Leute, sondern auch unsere ganze Sache gefährdet. Eines Sporns wegen sollte ich mein Ziel nicht erreichen. Wie wäre das zu verantworten? Endlich tauchte die Kassopeja wieder auf und zeigte mir den richtigen Weg. Ich gelangte zu der im Zauberschlaf erstarrten Karawane und weckte sie auf, dann beruhigte ich mich selber, daß der Schuß nur von einem erschreckten Hirten herrühren könne. Weiter ging es, zunächst noch traumwandlerisch tastend, dann immer sicherer in den heraufdämmernden Morgen.

Nur etwa zwei Stunden wurde gerastet. Niedermayer hatte eine Besprechung mit dem Ältesten eines abgelegenen

Dorfes. Von sechs Uhr ab bis gegen Mittag zogen wir dann ununterbrochen vorwärts, schutz- und hilflos der furchtbaren Sonnenhitze preisgegeben, ohne auf die Hirn- und Herz zerschneidende Müdigkeit zu achten.

Mittags belebte uns der Anblick des feindlichen Doroschk. Vorsichtig mieden wir diesen Ort, der stets von einer Abteilung des beludschistanischen Kamelreiterkorps besetzt gewesen war. Am Nachmittag sahen wir die zerrissene Kontur des über zweitausend Meter hohen persischen Randgebirges, dem wir durch die unendliche Ebene näherzogen. Und noch für den Abend erharrte uns die neue furchtbare Anstrengung des Willens, der Aufstieg.

Und auch dieses neue Hindernis überwandten wir keuchend. Denn wir sagten uns: hinter diesen Bergen liegt Afghanistan!

Mitten in der Nacht begannen wir den Abstieg. Endlich kamen wir in bebauten Terrassenland. Sofort brachen unsere Maultiere weg, hinein in die Gurken- und Melonenfelder. Sie herauszutreiben, mußte diesmal Sorge der Dscherwardare bleiben. Wir tasteten uns nach Tachtzi-Bun. Hier stürzten Mann und Tier wie gefällt zu Boden. Gerade konnten Röhr und ich, Niedermayer mit seinen deutschen Herren noch die Kraft aufbringen, die Tiere anzubinden und ihnen den Häckselbeutel umzuhängen. Alle anderen schliefen, unrettbar in Schlaf versunken. In dieser Nacht Posten aufzustellen, wäre eine Grausamkeit und, was noch ärger ist, ein Unsinn gewesen. So nahm ich denn einen verschlafenen Eingeborenen und befahl ihm, sich um die Hengste zu kümmern, die auch jetzt das Rämpfen nicht lassen konnten. Er begnügte sich damit, manchmal, wenn

es unter den Pferden allzu unruhig wurde, „jabu“ zu schreien und dann wieder einem sicheren Teintgeld entgegenzuschlafen.

Die Russen kamen nicht. Dafür drohte am Morgen eine andere Gefahr. Die Bewohner von Tachtai-Wun wollten uns kein Futter verkaufen. Alle Überredungskünste halfen nichts. Schließlich stellte sich heraus, daß der Verwalter des Dorfes Diener eines mit befreundeten großen Persers in Teheran war. Ganz zufällig hatte ich eine Empfehlung gerade an diesen Mann. So bekamen wir wenigstens für einen weiteren Tag die unseren Tieren so nötige Gerste.

Noch voll Elektrizität in den übermüdeten Muskeln, aber freudig erregt traten wir den Weitermarsch an. Am Abend vielleicht schon konnten wir nach Afghanistan hineinschauen. Naht war das Gebirge. Wir entdeckten nur einen afghanischen Wachturm, der die frühere, militärisch und geographisch viel wichtigere Grenze bezeichnete, und Spuren von anglo-indischen Militärnagelstiefeln. Dann sahen wir eine öde, zum Teil mit verbrannten Tamariskeustauden bewachsene Hochebene. Durch ihre Mitte mußte irgendwo die afghanische Grenze gehen.

Der Übergang

Einige Stunden der folgenden Nacht schliefen wir bei den schwarzen Zelten eines alten Afghanen. Wegen einer Bluttat war er vor dreißig Jahren aus dem Lande verbannt worden und lebte jetzt nomadisierend an dessen Grenzen. Wir waren die ersten Menschen, die hier oben an seiner unstillen Wohnung vorbeikamen; traurig blickte er, der Verfernte, uns nach.

Angriffsbereit zogen wir vorwärts bis zu dem befestigten Orte Djezdun. Als Festung ist er auf der Karte verzeichnet. Wir mußten darauf gefaßt sein, an diesem Übergangspunkt nach Afghanistan, der noch dazu an einem der wenigen passierbaren Wege lag, einen stärkeren Posten zu finden. Den wollten und mußten wir überrennen, koste es, was es wolle.

Erst am Morgen sahen wir die Lehmtürme von Djezdun vor uns. Zunächst umgekehrt in die Luft gespiegelt, dann fest aus dem Boden gewachsen. Als wir uns ausgeschwärmt näherten, waren wir zwiefach enttäuscht. Angenehm, keinen Feind, unangenehm, kein süßes Wasser zu finden. Rasten mußten wir, denn nachdem die erste Überspannung sich zu lösen begann, fielen Menschen und Tiere zusammen. Einmal wenigstens brauchten wir vor Afghanistan einen Nachtschlaf. Auch wollten wir eine von der Expedition Niedermayer geschickte Seitenpatrouille unter Herrn Wilhelm Paschen finden.

Langsam fanden sich Menschen und Tiere im Schatten der alten Lehngewölbe zu bewußtem Leben zurück. Würden uns die Feinde den Ruhetag gönnen? Die Frage sollte ein auf hohen Turm geschickter, mit scharfem Zeiß-Glas ausgestatteter Posten uns beantworten. Die Wüste blieb ruhig, undurchdringlich. Am kommenden Morgen erschien die Patrouille Paschen. Er war auf Umwegen zu uns gestoßen. Sein Pferdeburtsche, ein Mohr — in Persien, namentlich im Süden, werden von alters her bis zum heutigen Tage Neger in leichter Sklaverei gehalten — grinste vor Stolz über das ganze Gesicht.

Geschafft wurde eifrig, selbst in den Mittagsstunden. So gut es ging, versuchte ich meine Wäsche in der kleinen

Salzlache zu waschen. Die Pferde wurden beschlagen und behandelt, einige Maultiere von Niedermayers ledigen sechzig übernommen. Denn von hier aus sollte meine Wietskaramane zurückgehen.

Mit leichten Lasten und vollem Beutel verließen uns unsere braven Dscherwardare. Jeder hatte ein kleines Andenken, Meschedi Fatollah statt des gewünschten Gewehrs, das ihn möglicherweise belastet hätte, eine Radiunruhr erhalten, deren leuchtendes Zifferblatt ihm viel Spaß machte.

In der ersten Nacht war bereits ein kleiner auserlesener Trupp zur Ankündigung unseres Eintreffens an den Generalgouverneur von Herat, den obersten afghanischen Beamten auf dem von uns zu durchmessenden Wege, vorausgeschickt worden. Am 22. Juli 1915, um sechs Uhr früh, brachen wir, zwar matt und durstig, aber in gehobener Stimmung auf.

Abends neun Uhr überschritten wir die Stelle, wo im Wüstenland der Karte nach die afghanische Grenze verlaufen mußte.

Zehn Monate in Afghanistan

Eintritt ins verschlossene Land

Von Afghanistan wußten wir, als wir es betraten, wenig mehr, als uns die spärlichen Zeichen der Karte erzählen konnten. Wir waren zwar auf ein Zusammentreffen mit der im allgemeinen fremdenfeindlichen Bevölkerung vorbereitet, glaubten aber nicht an die Schaurgeschichten, die rings um die Grenzen erzählt wurden: Kosaken, denen die Pferde beim Tränken weggelaufen waren, sollten von den blutdürstigen Afghanen ohne Kopf zurückgeschickt worden sein, und dergleichen mehr. Wir wußten, das waren englische Märchen — denn England hat ein Interesse daran, alle, die ihm mißliebig sind, vom Eintritt ins verschlossene Land abzuschrecken.

Dagegen erwarteten uns andere, ganz unvorhergesehene Schwierigkeiten. Auf der Karte waren einige Dörfer vermerkt. Sie hatten wir als Zielpunkte unserer letzten Märsche gedacht. Schon die erste Wasserstelle indes, die wir nach Aussage des Führers unterwegs antreffen sollten, war vertrocknet. Unser aller bemächtigte sich eine starke Gereiztheit. Seit vier Tagen hatten wir nun schon wieder kein süßes Wasser gehabt; das Salzwasser von Dzedun aber hatte weder Tiere noch Menschen zu erquicken vermocht. Noch tief im Nachtdunkel gelangten wir dann an den Punkt, den auch unser Führer mit dem Namen der Karte bezeichnete. Es war aber weder ein Dorf noch eine Quelle, sondern nur eine Felsausprengung, in der sich, mit ausgelaugtem Mist und einer üblen Kameljauche vermischt, vom Frühjahr her

noch etwas salziges Wasser befand. Es war so schlecht, daß weder die Pferde noch die wenig verwöhnten Maulthiere bei allem Durst es anzurühren wagten. Sie beschneuperten es nur mißtrauisch. Unsere Futtermittel hatten wir schon tags zuvor gänzlich verausgabt. Die Anstrengungen der letzten Zeit, verbunden mit Dysenterie und anderen Krankheitsfolgen, hatten auch die meisten von uns so geschwächt, daß wir kaum glaubten, weiterzukommen. Dazu herrschte eine Hitze, wie wir sie nur an einigen Tagen in der Kevir erlebt hatten. Das Thermometer stieg im Schatten auf zweiundsechzig Grad Celsius, eine bei den chemischen Wirkungen der Hochlandsonne gefährliche Temperatur. Das Herz pumpte mühsam. Röhr und ich versuchten uns dadurch lebendig zu halten, daß wir uns die oben beschriebene Lake über die Kleider gossen; die schnelle Verdunstung brachte uns ein wenig Kühlung.

Große und kleine Sorgen bestürmten mich. Wie würden nach dieses Tages Sonnenbrand die Tiere, die wir frei in die Wüste hatten treiben müssen, einen weiteren Marsch ertragen? Einen meiner Leute, der ungehorsam gewesen war und nicht das ihm zugewiesene Tier genommen hatte, hatte ich, um ihn zu strafen, zu Fuß laufen lassen. Eigensinnig war er in der Nacht zurückgeblieben und immer noch nicht eingetroffen. Schließlich lief ich in meiner Ungeduld ihm entgegen. Lief, ohne auf die spitzen Steine zu achten, bis er als ganz kleiner Punkt am Horizont erschien. Meinen übrigen Afridis fiel das Lagern in der Glutsonne so schwer, daß sie um Erlaubnis baten, bis zum nächsten Mastpunkt vorwärts marschieren zu dürfen. Ich gab ihnen diese Er-

laubnis, traf sie aber am Abend sehr bald, denn sie hatten doch ihre Kräfte überschätzt. Vor Schwäche waren sie einfach am Wege liegengeblieben.

Der nächste, noch schwerere Nachtmarsch sollte zunächst einen kleinen Mann für unsere in Verzweiflung absterbenden Nerven bringen. Dicht neben uns ertönte ein scharfer Schuß, dann noch einer und ein dritter. Aha! das sind die bewaffneten Hirten, die, wie man uns erzählt hat, den Grenzschutz ausüben und keinen Fremden hereinlassen dürfen! Die Karawane stockte, Röhr ritt in der Richtung des Schalls. Doch schon nach wenigen Minuten löste sich die unbehagliche Spannung. Einige unserer Hirsche hatten den Weg verloren, waren umhergeirrt und hatten sich nur durch Signalschüsse zu helfen gewußt.

In Mogul-Badschah, auf das wir so große Hoffnungen gesetzt hatten, waren wir zuerst trostlos. Statt des vermuteten Dorfes fanden wir nur Ruinen, statt des Wassers nur einen schwefeligen Pfuhl. Die Tiere konnten die Flüssigkeit nicht einmal von ferne riechen. Auch heute noch kein Wasser — dann waren wir unbedingt verloren. Dieses Gefühl war in uns allen so stark, daß wir sofort mit dem ganzen tollen Eifer der Verdurstenden einem Chanat, einer unterirdischen Wasserleitung, nachgruben. In einer Stelle fanden wir Blumengras; und das beglückte uns, denn es war ein Zeichen für Feuchtigkeit. Mit Bechern und Emailletellern wurde sofort weiter geschöpfelt. Die Grabstelle zeigte allmählich nassere Wände, dann sammelten sich helle Tropfen, und nach einer Weile konnten wir einen halben Becher schöpfen. Freudestrahelnd hoben wir ihn heraus.

Wir Deutschen standen alle im Kreise herum, sahen uns das richtige Wasser an, das wirklich süß sein sollte, und starrten uns dann, einer über den anderen erschreckend, in die fahlen, aschgrauen Gesichter. Donnerwetter, den hat es aber mitgenommen! dachte jeder vom anderen. Nach dem ersten reblich getheilten Trunk waren wir schon wie verwandelt. Wir hatten nun wieder Hoffnung, ja wir hatten in uns die Zuversicht, doch noch lebend unser Ziel zu erblicken!

Pereh, der erste bewohnte afghanische Ort, in den wir am nächsten Morgen gelangten, bot uns keine allzu großen Eindrücke. Die Leute unterschieden sich in ihrem Äußeren, bis auf die ganz weiße Baumwolltracht, wenig von den Persern der Grenze. Sie begegneten uns mit stummer Achtung, ohne kriecherische Unterwürfigkeit. Wir wußten nicht, was bei uns im Augenblick heftiger war, unsere Freude, in Afghanistan zu sein, oder die Spannung, wie die nun bevorstehenden Entscheidungen ausfallen würden.

Am Nachmittag unseres Ankunftsstages wurden wir in unserer schläfrigen Ermattung durch eine Bewegung vor der Karawanserei gestört. Pferde schnoben, Stimmen schallten, und schließlich eilten unsere Leute herein, vornehme afghanische Gäste zu melden. Es waren die Abgesandten des Generalgouverneurs von Herat. Unser Kommen war dem Vizekönig rechtzeitig gemeldet worden, und er hatte nicht gezögert, uns mehrere seiner Edelleute zur Begrüßung entgegenzuschicken.

Wenn wir uns noch hätten wundern können, so hätten wir über die äußere Erscheinung dieser afghanischen Notabeln gestaunt. Der Führer der Deputation war ein stark semitisch aussehender Mann in hohen wildledernen Reiters-

stiefeln und einem langen grünen Rock. Er hatte ein mittelalterliches Wehrgehänge um und auf dem Kopf einen grauen Tropen-Halbzylinder, wie vor Jahrzehnten wohl die alten Buren in ihrer freien Republik ihn trugen. Als Schatten folgte ihm auf Schritt und Tritt, ganz im Kostüm der mittelalterlichen Hofnarren, eng anliegendem, um die Knöchel festgeschnalltem Beinleid und buntem Wams, sein Becherträger; statt der Pritsche führte er eine Fliegenpeitsche. Die übrigen Afghanen waren ähnlich gekleidet, aber summer und zurückhaltender als ihr Führer. Dieser lud uns im Namen des Generalgouverneurs ein, uns als Gäste der afghanischen Regierung zu betrachten. Eine große Karawane mit Küchengeräten und Dienern sei eingetroffen und stehe zu unserer Verfügung.

Am folgenden Morgen brachen wir in langem, prächtigen Zuge nach Herat auf. Unseren Gastgebern zu Ehren hatte ich Uniform angelegt. Mein — später nach seinem Vorbesitzer Paschen Pascha benannter — Blauschimmel erregte überall die größte Bewunderung. Das Volk grüßte uns allenthalben sehr freundlich, mit jener gedämpften Begeisterung, wie sie dem Orientalen bei festlichen Begebenheiten eigen ist.

Vor uns lag Herat. Tief im Grünen waren die Umfassungsmauern des uns angewiesenen Palais eingebettet. Garden in weißbaummollenen Unterhosen mit roten englischen Infanterieröcken, in preussischen Kavallerie- und Jägeruniformen, Schnabellschuhe an den nackten Füßen und ein gewaltiges Gewehr mit Bajonett über der Schulter, salutztierten in strammer Haltung. Ein Oberst, den ich in seiner Schoßförmige zunächst erkannt hatte, nahm uns in

Empfang. Ein Hinuntertasten an den leichten Wiener Rohrsthühlen, die uns zu Ehren aufgestellt waren, ein tiefer Atemzug, mit dem wir die Blumendüfte von draußen einsoffen, ein Lauschen auf das deutlich vernehmbare Plätschern der Quellen im Garten zeigten unseren Sinnen, daß dieses Blütenparterre vor uns keine Fata Morgana, sondern ein wirklicher, wahrhaftiger Teil des endlich erreichten, „gottgegebenen“ Afghanistan war.

In Kabul

Wir blieben in Herat bis zum 7. September. Dann marschierten wir vierundzwanzig Tage durch die kahlen Bergzüge des mittleren Afghanistan. Jeden Tag mußten wir wenigstens einen der verkehrsfeindlichen, zu unserer Begrüßung quer gelagerten Gebirgszüge passieren. In manchen Tagen kamen wir sogar nicht mehr und nicht weniger als siebenmal über einen „Kotal“, einen Paßübergang. Unsere zahlreiche afghanische Ehreneskorte seufzte unter den zwar gewohnten, aber ohne Rasttag von ihr schwerer empfundenen Strapazen. Doch weder uns noch unseren Pferden konnten diese Marsche etwas anhaben. Im Gegenteil, unsere Tiere erholten sich zusehends. Das einzige, was an uns noch zehrte, war der Wunsch, möglichst schnell vorwärtszukommen.

Am 30. September blinkte uns aus der Ferne ein Wellblechdach entgegen. Auf uns übte es dieselbe freudenerregende Wirkung wie auf die Afghanen. Unser Rechemendar, der Gästewart, der für uns zu sorgen hatte, eröffnete uns, daß das Haus unter diesem schimmernden Dach, das Palais Baberschah, uns zum Wohnsitz angewiesen sei. So

ungeduldig wir waren — wir durften nicht noch am gleichen Tag einreiten. Augenscheinlich war man noch bei den Vorkehrungen zu unserem Empfang. Fabelhafte Kunde drang zu unseren Ohren. Die ganzen letzten zwei Stunden Weges sollten mit Teppichen belegt und von Truppen eingesäumt sein. Wir wußten schon, was man von derartigen Gerüchten im Orient zu halten hat, waren aber nichtsdestoweniger gespannt. Am Morgen zogen wir dann in Kabul ein. Etwa eine halbe Stunde vor der Stadt hatten sich an der Straße die Mitglieder der türkischen Kolonie versammelt, kenntlich am nationalen Fes. Herzliche Zurufe gingen hin und her. Wir hatten nunmehr das Gefühl, doch auch in Kabul schon Freunde zu haben und eine Welt zu betreten, die, wenn auch uns, so doch anderen nicht ganz unbekannt war. Ohne es zu wollen, nahmen wir eine feierliche Haltung an, die auch auf den Schritt unserer Pferde überging.

Plötzlich ertönte aus einer Pappelwand ein Signal, das an zwei weiteren Stellen hell wiederholt ward. Bald zeigte sich links vom Wege aufmarschiert ein kleiner Heerhaufe, eine Kompagnie, eine Schwadron und eine Batterie der berühmten Truppen von Kabul. Sie waren uns immer genannt worden, wenn wir in Herat unsere Enttäuschung über die afghanische Miliz nicht ganz hatten verbergen können. Ein lauter Salaam wurde von den, wie es schien, türkischen oder wenigstens türkisch uniformierten Offizieren, die an der Front standen, kommandiert. Fürwahr, die Leute machten keinen schlechten Eindruck. Von ihnen gefolgt, durchzogen wir das kleine Dorf, das sich außerhalb der eigentlichen Stadt um die Mauern Baberschahs schmiegt. Die

Bevölkerung auf Straßen und Dächern jubelte uns zu. Es auszusprechen, klingt vielleicht unbescheiden, aber wir glaubten deutlich auf allen Gesichtern die Hoffnung zu lesen, daß mit uns eine neue Zeit für das Land nahe.

Wir stiegen von den Pferden, die man uns dienstfertig abnahm, und gingen langsam die Terrassen des parkartigen Gartens hinan. Allenthalben standen Diener, in stummer Verbeugung, mit prüfendem Blick. Zwischen den Gartenbäumen hatte der Koch ein ganzes Zeltlager aufgeschlagen. Oben im Palaste selbst wurden wir von einem steinalten Männchen mit viel zu weiten Handschuhen über den verknöcherten Fingern, herausfallenden Manschetten mit großen Edelsteinknöpfen, blauer Brille, einem Riesenstabe, europäischem Gehrock und dem uns schon bekannten grauen Tropenzylinder empfangen.

Im Mittelsaal, an den sich zu beiden Seiten unsere Zimmer anschlossen, war die im Orient übliche Schautafel mit Süßigkeiten gedeckt. Da gab es zehn verschiedene Arten von Rosinen, Mandeln, Nüssen, da lagen in hohen Haufen die künstlerischen Bäckereien, Rosen- und Pistazientuchen, Äpfel, Feigen, Granatfrüchte, hunderterlei andere Dinge, die es jedenfalls heute in Deutschland nicht gibt. Unseren braven Pferden ging es ebenfalls gut. Gerste bekamen sie, so viel und mehr als sie wollten. Sie durften eine Zeit barfuß laufen, wurden wieder tüchtig gepflegt und in die kleine, der Blauschimmel sogar in die hohe Schule genommen.

Die nächsten Tage brachten uns ein Bild der Stadt. Zu unserer großen Überraschung fanden wir auch Europäer. Osterreich! Es waren Kriegsgefangene, die aus Lagern

in Russisch-Turkestan über die afghanische Grenze entwichen waren. Der Emir hatte sie alle freundlich aufgenommen. Sie lebten da schlecht und recht, aber in ruhiger Sicherheit, und warteten auf den Frieden. Ich habe sie in den Kreis meiner Leute gezogen und mit ihnen allesamt die Werbetätigkeit begonnen, die ich in Kabul für die fruchtbringendste hielt: die Propaganda unserer höheren kulturellen Fertigkeiten. Einer von ihnen, ein Maurer, baute das Hospital in Kabul nach unseren hygienischen Prinzipien von Helligkeit, Luftigkeit und Keuschheit aus. Ein anderer, ein ungarischer Bildhauer, schmückte die Vorhalle des Hospitals mit plastischen Arbeiten. Ein Dekorationsmaler verschönerete die Leichenhalle, die kleine Moschee, die Wartesäle der Behörden. Die übrigen gaben dem Handwerk in Kabul durch ihre Musterarbeiten eine neue technische Entwicklung. Sie errangen sich alle schnell Ansehen und Führung im Volk.

Der Emir

Für mich selbst begann nunmehr der Hauptteil der Mission, die der Zweck meiner Reise war. Es kamen arbeits- und erlebnisreiche Monate.

In einem Lande wie Afghanistan lassen sich die Verhältnisse nur durch den eigenen Augenschein, nur durch eigene Erfahrungen und den Verkehr mit den Leuten erforschen. Eine Literatur besteht so gut wie nicht. Die Engländer haben zwar viel, einzelne darunter recht Fleißiges geschrieben. In das tiefere Wesen des ganzen Staatsaufbaues, an eine Erkenntnis der Seele des Volkes, die über die Feststellung

gewisser äußerlich wahrnehmbarer Rassen- und Charakterzüge hinausgeht, haben sie sich nie gewagt. Vielleicht waren sie auch zu politisch, um dies zu tun.

Der jetzige Beherrscher von Afghanistan ist der Emir Habibullah. Seine traditionelle Residenz ist die Ark, die alte Burg, die hinter ihren Gräben, Wällen und riesigen Lehmmauern nur noch den Harem, das Arsenal und den Staatsschatz beherbergt. Rings um die alte Burg auf braun-gebranntem Gelände stehen die Dungalows (Willen in englisch-indischem Stil) des Hofes und die Jurten (Zelte) der Dienerschaft. Noch etwas weiter abseits liegt das Neue Palais, das Privatschloß des Emirs, das mit schönen Möbeln französischer Stils und prachtvollen Kunstschätzen gefüllt ist. Das Neue Palais ist eine Sehenswürdigkeit ganz Innerasiens, denn es ist dort das einzige Gebäude, dessen hohe Fenster und Flügeltüren mit riesigen Scheiben verglast sind. Jede dieser kostbaren Scheiben mußte auf höchst mühseligen, langen Wegen auf Literrücken von Indien herauf transportiert werden. Selbst zwischen den einzelnen Gebäuden seiner Burgstadt bewegt sich der Emir niemals zu Fuß: er fährt Automobil. Er hat dort nach den vier Himmelsrichtungen vier gute, asphaltierte Straßen anlegen lassen, und auch sie sind ein Unikum in ganz Innerasien. Bei diesen Ausfahrten sitzt er gewöhnlich auf dem Vorderplatz neben dem Fahrer. Im Fond sitzen die Adjutanten mit Mauser-Pistolen oder einer seiner Söhne mit geladener Repetierbüchse.

Der Emir steht heute im sechsundvierzigsten Lebensjahre. Er ist von gedrängener Gestalt. Seinen klugen, mit einer goldenen Brille bewehrten Augen sieht man einen weit-

reichenden Intellekt an. Er ist rastlos in den Bewegungen, deutlich in seiner Sprache und hat in seinem Gebaren einen lehrhaften Zug; doch verrät er auch eine ungewöhnlich hohe Bildung. Ganz eigenartig ist seine Stellung als Souverän. Wohl kaum ein Monarch der älteren Geschichte, jedenfalls keiner der modernen, verkörpert das Staatswesen in seiner Person so ausschließlich wie der König von Afghanistan. Er ist für das Land alles: der Herrscher, dessen Befehle in den Blutwüsten Beludschistans, vierzig Tagereisen von Kabul, in dem unwegsamen Hochgebirge des Hindukusch und des Pamir, in der trostlosen Turkmene-steppe mit einer Achtung befolgt werden, als ob Seine Majestät mit gezogenem Schwerte dabei stände, die Ausführung zu überwachen. Ihm gehört sozusagen das ganze Land, dessen Ober Eigentum er auch rechtlich in Anspruch nimmt. Ihm gehört jedes Landestück; ohne weiteres darf er für seine Armee oder seinen Harem es fordern. Regalien und Monopole, die in früheren Mittelalteren unseren Kaisern und Königen, nur schwer bestritten, zugestanden wurden, gehören ihm fraglos und unumschränkt. Die einzige Zeitung des Landes, den „Serajzahbar“, die „Leuchte der Zeitungen“, besitzt der Emir. Die einzige Apotheke des Landes ist sein Eigentum. Rezepte werden nur mit seiner persönlichen Genehmigung verabfolgt. Photographieren kann und darf nur der Emir. Da er Postmarken sammelt, ist es außerordentlich schwer, solche im Handel zu erhalten. Weil die Kaufleute wissen, daß er sich für Altertümer, Münzen, Porzellane, Fayencen und anderes mehr interessiert, so wird dergleichen im Bazar aus respektvoller Scheu vor dem Gebieter Fremden nicht feilgeboten.

Als einen nicht unwichtigen Erfolg unserer Anwesenheit können wir die Zusammenrufung der Landesvertreter aus allen Theilen des absoluten Königtums betrachten. Der kluge Monarch hatte die Zeichen der Zeit wohl verstanden und war aus eigenem gern gewillt, den Menschen des jung in die Völkergemeinschaft tretenden Afghanistan für die Opfer, die auch ihnen der Krieg bisher auferlegt hat und noch weiter aufzuerlegen droht, einen Anteil an der Bestimmung der Landesgeschichte einzuräumen.

Einmal wuchsen Bäume rund um die Burg des Emir. Doch er hat sie fällen lassen, damit der Ausblick auf jeden Nahenden frei sei . . .

Dem Thron am nächsten steht der nur wenige Jahre jüngere Bruder Habibullah, Nasrullah, der den Titel Naib-ed-Saltaneh, Statthalter des Reiches, führt; wir würden Reichskanzler sagen. Er ist ein Fürst von tiefstem religiösem Gefühl, der, wie er mir in stillen Stunden einmal erzählte, am liebsten sein Leben als ein Derwisch für den Islam kämpfend hingeben würde. Da ihm das Geschick nun einmal seinen hohen Rang beschieden hat, so sucht er von hier aus alles, was er vermag, zu tun, um das religiöse Zusammengehörigkeitsgefühl sowohl der afghanischen Volksstämme wie der großen islamischen Nationen zu stärken.

Der Kronprinz, dessen Titel Muin-ed-Saltaneh, Macht der Souveränität, ist, verspricht mit seiner durchaus selbständigen Denkungsart ein kraftvoller Monarch zu werden. Er leitet heute schon als Generalgouverneur von Kabul und Umgebung einen großen Arbeitsbezirk. Da die Interessen des Emirs mehr politischer, künstlerischer und technischer

Natur sind, so hat er seinem ältesten Sohn das Kommando über die Armee übertragen.

Der zweite Sohn, Muin-ed-Dowleh, zu deutsch Spiegel der Macht, ein sehr ruhiger und kluger Prinz, ist ausgesprochen türkenfreundlich. Das zeigt sich auch darin, daß er stets einen türkischen Generaladjutanten hat und der türkischen Sprache ganz kundig ist.

Unsere Mission

Der Kreis unserer zunächst scheuen Freunde in Kabul erweiterte sich mehr und mehr. Ganz besonders waren es die Türken, zu denen wir in engste Beziehung traten und blieben.

Bei den Afghanen selbst fanden wir Deutschen viel Sympathien. Einmal waren wir in dem geldarmen Lande trotz unserer bescheidenen Ansprüchen und Mitteln gute Kunden, sodann brachten wir auch den Geschäftsleuten, da wir grundsätzlich nichts Englisches kauften, manche anregende Idee für die Verwertung der vorzüglichen, in Afghanistan mit der Hand hergestellten Baumwolle und Kleiderstoffe. Vor allem aber ließ man sich gern erzählen, wie es draußen in der weiten Welt stand, was die Zeppeline machten und die Unterseeboote, welche technischen Erfindungen der Krieg hervorgebracht habe, und wie all das wohl einmal, auch für Afghanistan, enden würde. Jedenfalls, als eines Tages meine Mission ihrem vollen Umfange nach erledigt war, wurde es mir sehr schwer, Kabul zu verlassen.

Die russische Revolution hat, wenn sie mit dem alten Eroberungsgeiz und Ausdehnungstrieb des Zarenreiches endgültig aufgeräumt haben sollte, die bisherige Stellung

Afghanistan zwischen den Völkern grundlegend umgestaltet. Nicht nur in der Theorie, auch in Wirklichkeit war Afghanistan ein Pufferstaat. Dieses mit seinen Gebirgen und Wüsten zum Auffangen selbst starker Stöße besonders geeignete Land war dazu bestimmt, den Zusammenprall zwischen England und Rußland in Mittelasien zu verhindern. Der von beiden Seiten ausgehende Druck hatte auf Afghanistan die Wirkung, von der einst Bismarck sprach, als er einen guten Teil der militärischen Kraftentwicklung Deutschlands auf seine Lage zwischen den ewig drohenden Militärmächten Frankreich und Rußland zurückführte. Engländer und Rüsse warben gleichmäßig um den Emir. Die Engländer, die ihn mehr fürchteten, in noch höherem Grade als der Zar. Sie waren sich dessen wohlbewußt, daß der einzige, der die Brandfadel nach Indien schleudern könne, der Emir sei. Mit jedem nur denkbaren Mittel versuchten sie deshalb, ihn in ihre Mächenschaften zu verführen. Es gelang ihnen aber nicht, und es wird ihnen auch nicht gelingen, ihn zu benutzen, wenn sie selbst noch so oft in ihrer Presse angebliche Ergebenheitsserklärungen des Königs wiederholen, die sie denen ihrer indischen Vasallen möglichst anzugleichen suchen.

Heute beruht die Macht des Emirs mehr denn je auf dem einträchtigen Zusammenwachsen, dem Verschmelzen der Stämme seines Landes. Sie beruht auf den Vorlesungen in Heer und Politik, die er zur Sicherung seiner Grenze unbehindert trifft. Sie beruht auf der Überzeugung, die ihm nicht mehr geraubt werden kann, daß die großen Landmächte auf dem Kontinent, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Bulgarien, die Türkei, ja auch das heute noch

schwache Persien und China, im großen die gleichen Interessen haben wie Afghanistan. Sie alle wollen, ungestört von dem Machteinfluß begerlicher Nachbarn und ferner Kolonialmächte, der Pflege ihrer nationalen Einheit und der Entwicklung ihres wirtschaftlichen Wohlstandes auf dem freien Boden der eigenen Kultur leben. Afghanistan, das bisher vollkommen unzugänglich war, wird in dieser neuen Zeit der Weltgeschichte nicht an letzter Stelle in die Reihe der selbständigen Völker zu treten berufen sein. Rußland, das Afghanistan ja auf langer Grenze benachbart ist, könnte sich als ein wahres Element der Zivilisation für das bisher verschlossene Land erweisen, wenn es einziehender Kultur in seinem eigenen Interesse die Tür offen ließe. Den reichen eigenen Kräften seines Landes zur Entfaltung zu helfen und seine Unabhängigkeit nach allen Seiten sicherzustellen — das ist die geschichtliche Aufgabe, die dem regierenden Emir Habibullah zugefallen ist. Bleibt er sich ihrer bewußt, so wird er in den künftigen Geschicken Asiens ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben.

„Hoch an!“

Auch deutsche Gräber gibt es in Afghanistan. Wir hatten längst schon und immer ungeduldiger in der geruhlosen Stille Waberschahs auf Nachrichten von Jakob und Janl gewartet. Hans Jakob war Niedermayer aus dem Feld gefolgt, ein bayrischer Oberleutnant. Sein Freund Janl war ein ruhiger Steiermärker und Zugführer mit der großen silbernen Tapferkeitsmedaille.

Schon als wir in Herat anlangten, hatte sich Jakobs eine schier unüberwindliche Schlassucht bemächtigt. Er legte sich vor Sonnenuntergang und schlief unbestimmt um die munteren Morgenstiegen bis Mittag und des Nachmittags wieder bis zum Abend. Auf der Reise stand er dann zwar wieder seinen Mann als Reiter, kam aber nicht aus den Fängen des Schlafes heraus. Eines schönen Tages zeigte sich bei einem Kampf mit dem kleinen, später nach ihm benannten Rosschimmel, daß der Schlaf seine Kräfte nicht wiederherstellte. Fieber wurde gemessen. Jakob war ernstlich krank, ja er konnte nicht mehr reiten. Was ihm fehlte, niemand, auch er selbst nicht, ahnte es. Wir mußten weiter; was mochte von einem Tage früheren Eintreffens abhängen? Jakob blieb unter Jandls Pflege und in der Bewachung eines Zuges afghanischer Reiter knapp eine Woche vor Kabul zurück. Seitdem erwarteten wir ihn oder doch Nachrichten über sein Befinden.

Da erschien eines Tages Jandl, der Unerregbare mit dem ruhigen Paß, verstimmt und atemlos. Vor Tränen brachte er es kaum heraus: „Der Jakob ist tot.“ Wie, warum? Wir konnten es kaum glauben, er konnte es kaum sagen. Schwächer und schwächer war er geworden, immer mehr Wärme hatte er gebraucht, sich dann besser gefühlt, war sogar schon des Mangels an Nahrungsmitteln wegen weitergeritten, hatte jedoch einen Fiebrerrückfall und war schließlich still hinübergedämmert. Welch entsetzlicher Tod für einen Soldaten während des Krieges, entsetzlich und beneidenswert, das Opfer einer Leistung zu sein, deren wir uns gar nicht bewußt werden durften, um nicht dem glücklich Überstandenen nachzutritteln.

Während wir noch in unserem Schmerz nass zu fassen suchten, wurde schon der Leichentransport gemeldet. Ja, die Toten reiten schnell. Wo sollte der tote aufgebahrt werden? Eine unbenutzte Durchfahrt war dunkel, kühl und gewölbt. Dort setzte man den Abgekehrten nieder. So wenigstens wurde er mir von den Besuchern beschrieben. Ich glaubte ihn nicht durch Meugier zu ehren und blieb auf meinem Zimmer.

Wohlbegründete orientalische Sitte will es, daß jeder Leichnam nach vierundzwanzig Stunden in der — ach immer noch zu heißen — Erde ruht. Vieles war vorzubereiten. Die Leiche mußte gewaschen, gekleidet, ein Sarg bestellt, die Grabstätte gewählt, das Grab ausgehoben werden. Tief sollte es sein, damit er ruhig und kühl weiterschlafen könne. Auf halber Höhe des steil hinter unserem Palais ansteigenden Burgberges wurde ein Platz gefunden. Afghanische Totengräber gruben. Unterernährt und schwach kamen sie mit der Arbeit nicht vorwärts. Aber schließlich mußte doch auch der feine Grund ein gähnendes Loch zulassen.

„Wann soll die Beerdigung stattfinden?“ fragte der greise Mehmendar. „Morgen vor Sonnenaufgang.“ „Ist das bei euch so Sitte?“ „Nein, aber die schönste und beste Stunde.“ Noch war es dunkel und still um Baberschah, als wir müde und gemessen, einer nach dem anderen, auf die große Veranda hinaustraten. Auch die Österreicher waren schon in voller „Adjustierung“ zur Stelle.

Von dem Lortweg ab bildete unsere afghanische Ehrenkompanie Spalier. „Habt acht!“ erscholl hell das Kommando eines preussischen Gardeleutnants zum festen

Präsentiergriff der tüchtigen, österröichischen Kameraden. Afghaniſche Garde-Infanterie trug ſchwankend den leichten Sarg aus dem von Kerzen erleuchteten Raum. Wir Deutſchen langſam hinterdrein. Draußen ſchließen ſich erſt, halb in ihren guten Kleidern, meine Afriidis an.

Es geht außerhalb der haushohen Gartenmauern an den Wachtelken der Kavallerie vorbei den ſteilen Berg hinan. Mit verſtändnisloſem Blick ſehen ſich die geſeffelten, arms ſelligen Heugſte um. Nun, daß es keine Gelegenheit zum Schlagen iſt, begreifen ſie. Den Trägern geht der Atem aus, ſchon ſchieben willig andere ihre Schulter unter die Tragſtangen, ja neue drängen ſich dazu, dem Toten einen, den letzten Dienſt zu erweiſen.

Am Grab atmet jeder leiſe und tief. Einige markige Soldatenworte geben dem Toten das Geleit, dann treten die drei Öſterreicher, ein Deutſcher, ein Rumäne und ein Serbe, zu Häupten des offenen Grabes, in das gerade der Sarg hinuntergeglitten iſt, an. Dann der kleine Leutnant, den der Gedanke, vor der Front zu ſehen, knetete, biegt, durchglüht, für ſeine Leute hinreißen macht: „Hoch an! — Feuer!“ und nochmals und abermals rollt die Salve mit langem Echo an den Steilhängen entlang. Hinunter ins Tal, ſich an den Pappeln des Wegs zu ſtoßen und die ſchläfrigen Handwerker zu wecken. Und, die Afghanen, alle Umſtehenden erſchüttert der Vorgang tief. Ich fühle die Eindrücke von zehn anderen Malen wieder, in Dſpreußen, in Rußland, wo man auch entblößten Hauptes an Soldatengräbern ſtand, wo aber die Nähe der Rußen den Salut verbot. Hier konnten die Schüſſe lang halten über Wäſſen

und Gebirge hinweg, ehe der Feind ſie in Indien zu hören bekam; aber er würde ſie hören, des waren wir ſicher.

Ganz langſam hatte inzwiſchen die Sonne fernſte Gipfel, dann den Saum der Ebene goldig einzufärben begonnen. Die Formen unſeres Berges umriß ſie ſchärfer und ſchärfer. Dann verwirklichte ſie mit ihren Strahlen die Ränder, während wir im Schattendunkel einen prachtvollen Kirchengesang der Kameraden hörten und dann dumpf die Schollen polterten. Einer nach dem anderen traten die Afghanen heran, um gebückt auch nach ihrer Sitte eine Handvoll Erde hinunterzuträufeln. Der Tod kennt keine Unterſchiede der Religion. —

Abgewandt ſtarrten wir einige Zeit in die wie immer fröhliche Morgenpracht. Für uns begann noch ein Tag, unſer Tag, wir hatten ihn zu nähen und wieder für einen deutſchen Mann mehr unſere Pflicht zu tun. Sechzig Maultiere unſerer Karawane kamen, Steine zu einer Pyramide aufzuführen. Wenn die Sonne untergeht, lieſt ſie jetzt auf einer Marmorplatte: Hans Jakob † 1915.

Über Hindukusch und Pamir

Das niegeschaut Land

Meine Tage in Kabul waren gezählt. Das Erreichbare war getan, tatenlos nun dasigen und einer begonnenen langsamen Entwicklung zusehen, das war nicht zulässig. Irgendwo, weit, lag die Heimat, noch immer im Krieg. Das war die zweite Hälfte meiner Aufgabe: dorthin zurückzukehren, Bericht zu erstatten und dem Vaterland an anderer Stelle weiterzudienen.

Ich hätte nun den gleichen Weg zurück suchen können. Im Grunde war das ja auch meine Absicht. Aber vorerst war für den Rückweg ein getrennter Marsch unserer Gesellschaft nötig und rätlich. Deshalb entschloß ich mich, während Herr Niedermayer sich (mit Erfolg) einen anderen Weg und ein anderes Ziel suchte, zunächst mit einigen Begleitern über den Hindukusch und das Pamir-Plateau nach Chinesisch-Turkestan hinüberzuziehen, um die dortigen Verhältnisse zu studieren und bei Friedensschluß in zwanzig Tagen heimzukehren. Dieser Entschluß entschied später über mein Schicksal: etwgs um die andere Hälfte der Welt nach Hause reisen zu müssen.

Hindukusch und Pamir! Bei uns im Westen beginnt das Reisen mit Fahrplan und Baedeker. Selbst der Weltensbummler durch tropische und exotische Länder benützt wenigstens ein Reisewerk, das ihm Aufschluß über Weg und Steg, Land, Leute, Klima, Sitten, Lebensbedingungen und beste Vorkehrungen gibt. Hier, für das Herz Asiens, fehlt

jedes literarische Hilfsmittel. Wohl geht eine uralte Karawanenstraße von Südasien über den Hindukusch nach Nordasien, die schon Alexanders Heere dahertamen, wohl zieht seit Dschingis Khans Tagen ein ähnlich primitiver Völkerweg aus dem Osten über den Pamir nach Iran. Aber das sind auch die zwei einzig begangenen Wege durch das innerste Asien, und gerade sie standen mir nicht frei. Die Pamir-Strasse führt zum größten Teil über den russischen Pamir, der mir verschlossen war. Ich mußte mich auf dem schmalen afghanischen Zipfel des Pamir durchwinden, der so eng ist, daß sich Rußland und Indien durch die zerrissenen Schluchten hindurch ins Gesicht starren. Und auch dorthin mußte ich meinen Anmarsch in Winkelzügen verheimlichen. Die Grenzen, niemals richtig festgelegt, fließen, und weder Engländer noch Russe würden allzu empfindlich kartographische Fiktionen beachten. So gab es für mich nur dort einen Weg, wo es keinen gab, durch die nie begangene Wildnis: ihr Name ist eben in wörtlicher Übersetzung „Pamir“.

Vom Hindukusch, dem riesigen Gebirge Nordostafghanistans, hat der Leser in der Schule gehört. Name und Höhe sind auch schon fast alles, was man von diesem Angelpunkt der asiatischen Gebirgsmassen weiß. Er ist die Wasserscheide zwischen Süd- und Nordasien, sein höchster Gipfel ist auf 7800 Meter bemessen. Aber wie mißt man diese Erhebungen? Indem die Engländer und Russen vom Kamm ihrer Gebirge aus mit trigonometrischen Instrumenten herüberängen. Beide haben auch immer wieder wissenschaftliche Expeditionen in den Hindukusch und Pamir entsendet. Aber die gingen eben einen Weg und

sahen, was da längsfeil stand. Manche von diesen „Wissensschafflern“ waren überhaupt nur indische Kundschafter. Was bedeutet ihr kleiner Gesichtskreis in diesen ungeheuren Länderstrecken? Da oben gibt es Gebirge und Wüsten, die überhaupt keine Namen haben, die kaum je das Auge eines Afghanen oder Kirgisen sah, geschweige daß sie ein menschlicher Fuß betreten hätte.

Dahin, ins niegesehante Land, brach ich auf.

Pferdchen und Maultiere

Unsere Expedition bestand: aus der afghanischen Eskorte, die mich im Auftrag des Emir bis an die chinesische Grenze geleiten sollte; aus Nohr, dem ungarischen Honved Jossip (Josef), einem von Niedermayers Leuten, dem Perfer Hgher und dem Tuder Seped Nohmed, die meine eigentliche Reisegesellschaft waren, und aus den Tieren. Sie, die uns tausend Sorgen und Plagen schufen, doch unser Leben durch die Wüsten trugen, haben sich längst die Ehre einer genauen Vorstellung verdient.

Wir drei Europäer hatten für uns sieben Reittiere und sieben Tragtiere. Die vornehmsten unter ihnen waren meine drei Reitpferde: der von der persisch-arabischen Grenze stammende Blauschimmel Wascha, ferner das unvermeidbare Geschenk eines großen Seryiden, eines afghanischen Notabeln, ein sehr edler, zäher Fuchs, und schließlich der Kapper Sipah Salaar, der den Namen seines Vorbesizers trug, ebenfalls ein Geschenk. Eines der Tiere ritt ich wechselweise, meist den gar nicht zu führenden Fuchs, während ich den

Kappen dem Honved Josef überließ. Nohr hatte außer seinem starken braunen Perfer einen kleinen kurdischen Schimmel als Reservopferd. Es hieß Mirmast und hatte den schönen Beinamen der „Brüllwe“. Tatsächlich war Mirmast für ein Pferd ein sinnliches Wunder. Sobald ihm ein anderes Tier zu nahe kam oder auch nur sein Futter begehrlieh ansah, stieß er einen Ton aus, der an Charakter dem des Wüstenkönigs vollkommen gleichkam, ihn an Stärke aber noch entschieden übertraf.

Mein indischer Diener wurde wegen geringer Reittfähigkeit auf einen äußerst gutmütigen Beludschenschimmel mit edlem Kopf und gutem Hals gesetzt, Hgher, mein langjähriger treuer Dschervardar, auf ein braves Packpferd, das hiermit gleichzeitig zum Führer der Maultierkolonne ernannt wurde. Dieses Kommando übernahm der „Jabu“ in allem Ernst. Bereits nach acht Tagen fügten sich die sieben recht widerspenstigen Maultiere. An ihrer Spitze lief stets Diwaneh, die Verrückte; so hatte sie unser Perfer getauft, weil sie der merkwürdigsten Einfälle voll war, nie ruhig, sondern immer im Trab ging und — das wäre allerdings ein Zeichen von geistiger Gesundheit gewesen — sich bei jeder Gelegenheit ihrer Lasten zu entledigen versuchte. Sie bildete mit einer anderen Maultierstute das „Schwesternpaar“. Zwei kleine, dunkle Maulesel wurden ihrer großen Ähnlichkeit halber als „Brüder“ angesprochen. Seinen Kiebling bezeichnete Hgher als „Malwe“, was auf ihn genau so zutraf wie der Name „Liliendame“ für einen anderen weißen Mulus. Diese Gerrenen gewartet von Hgher und einem Sprößling der mittelafghanischen Berglande, dem Heschoreh.

Nur der Unteroffizier Malik Mohammed, der Jnder und der Honved waren sozusagen unsere Privatkaramane. Das gegen kennzeichneten uns eine Peireh vom Leibregiment Ardell „Seiner Majestät des Emir Selbst“ und eine Kolonne Staats-Jabus als Lieblingsgäste des Königs. Mit der Führung dieser Leute war ein Misaldar, ein Rittmeister aus dem afghanischen Hofdienst, betraut.

In Schnee und Sturm

Am 21. Mai 1916 marschierten wir von Kabul ab. Die ersten vier Tage bis an den Fuß des Gebirges ging die Reise wunderbar gut vonstatten. Für alles war unterwegs vorgesorgt. Wo die Karawansereien haufällig waren, nahmen uns Private mit Freuden auf. Kaum hatten wir uns auf den gebreiteten Teppichen niedergelassen, so erschien schon der Tee. Auch um das Aufladen brauchten wir uns bei den vielen Hilfskräften kaum zu kümmern. Unser Afgher verstand es übrigens wunderbar, fremde Leute für sich arbeiten zu lassen und sie dafür mit Schiluderungen unserer Macht und Größe zu traktieren. Des Morgens vor dem Aufbruch teilte sich sogar die Küche. Der kleine Kaffeefoch blieb zurück, der große eilte im Galopp, das notwendigste Geschirr in freier Hand, voran, um uns bereits an der nächsten Station mit einem labenden Trunk begrüßen zu können. Auch die Zelte, die ja immer erst nach unserem Abreiten abgebrochen werden konnten, wurden im Schnellschritt vorangehen, so daß wir, am Ziel angelangt, uns nicht in den Gemächern der Karawanserei, wo wir von

Ungeziefer direkt aufgefressen worden wären, niederzulassen brauchten. Bei Tage blieb uns auf diese Weise stets Zeit genug, uns in der Gegend umzusehen, für die Pferde zu sorgen und — wie bedauere ich jetzt, sie nicht bei mir zu haben! — ausführliche Tagebuchaufzeichnungen zu machen.

Bis auf den letzten der vier Tage hatten wir fortwährend die hohen Schneegipfel des Hindukusch vor Augen gehabt. Am vierten waren wir den hohen Vorbergen so nahe gerückt, daß sie den Hauptstod unseren Blicken entzogen. Dafür traten wir jetzt in die prachtvollen Durchbruchstäler eines reißenden Gebirgsbaches ein. Wir näherten uns den großen Paßstraßen, die von Indien nach Turkestan, von einer Welt in die andere führen. Für sein Leben gern wäre sie Lord Curzon gezogen; jetzt sollte seine eigenste Regierung, die englisch-indische, uns zu dieser Freude verhelfen! Am Morgen des fünften Tages stoppte ich plötzlich den letzten Teil der großen Karawane, ließ die Hauptkolonne, die aus etwa hundertundzwanzig Tieren bestand, samt Köchen, Dienern, den Kammerherren und allem, was sonst dazu gehörte, der Abrede gemäß vorangehen und marschierte selbst an der Spitze ein Seitental hinauf. Bis auf den afghanischen Rittmeister, der am Morgen ins Geheimnis eingeweiht war, wunderte sich jedermann in unserem kleinen, knapp dreißig Tiere starken Zug über den Abweg. Noch sagte ich es niemandem — ich wollte über den Anjuman-Paß und Zedak, so schnell es unsere Kräfte erlaubten, nach dem Pamir vordringen. Unsere Abreise von Kabul hatte ja nicht verborgen bleiben können, so geheim auch unsere Pläne und Wünsche von dem Emir behandelt worden waren.

Das wußten wir! Auch damit hatten wir gerechnet, daß unseren Feinden sofort gemeldet würde, in welcher Richtung wir abmarschirt waren. Doch hier, inmitten des unwegsamen Gebirges, hoffte ich unsere Spuren verwischen zu können.

Sobald wir außer Sicht der Hauptkolonne und der großen Straße waren, wurde es wieder schön beschwerlich wie in den besten Kriegszeitern. Die quartiermachenden Höhe waren verschwunden, der Weg war so eng und schlecht, daß an vielen Stellen ganz abgeladen werden mußte, dann auch so lang, daß wir nach vierzehnstündigem Marsch das Tagesziel noch immer nicht erreicht hatten. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit waren wir im Quartier angelangt. Nur ein böser Dach war noch zu durchschreiten. Den überwand ich glücklich, stürzte aber dann mit dem übermüdeten Fuß im Sprung über eine kleine Schlucht und überschlug mich nicht ungefährlich.

Aus den unterirdischen Steinhütten hatte sich indessen Leben hervorgewagt. Gleich wurde der langbärtige Dorfmalik gefaßt und mit einer Reihe von Austrägen beehrt. Nach längerem Suchen bot man mir das Dach der Dorfmoschee zum Aufrichten des Zeltes an. Pferde und Leute wurden außerhalb des Dorfes untergebracht, auf Bitten der Bewohner, die des afghanischen Militärs doch nicht ganz sicher zu sein schienen. Als wir schließlich am Abend nach langem Parlamentieren die nöthigsten Futters- und Nahrungsmittel zusammenhatten, erklärte der Rat der Alten und Wegkundigen des Dorfes, daß ein Überschreiten des Anjuman-Passes des hohen Schnees wegen ganz un-

möglich sei. Das Erfahrung wußte ich, was der Orientale häufig mit „ganz unmöglich“ meint. Er versteht darunter: nur mit Schwierigkeiten zu überwinden. Ich beschloß jedoch, den Rat der Alten insoweit zu achten, als ich am nächsten Morgen nicht mit der ganzen Karawane losmarschieren, sondern zuerst einmal persönlich zur Erkundung vorgehen wollte. Die Tiere, die schon sechs Tage unterwegs waren, konnten dann auch einen wohlverdienten Ruhetag genießen.

Auf einer zähen weißen Stufe ging es im Paßgang schnell durch reißende Bäche, über tief vom Schmelzwasser durchweichte Hänge und dann durch Schnee, der immer höher wurde. Zu unserer Freude und meinem Triumph lagerte auf der anderen Seite des Tales eine Gruppe wegmüder Wanderer. Wir riefen sie an, um Näheres über den Weg zu hören. Merkwürdig klang, was die bleichen, abgespannten Gestalten mir sagten, an denen das einzig Feste ihre warmen Wollumpen waren. Vor vier Tagen waren sie von Anjuman aufgebrochen, um — wie sie dachten — in sechsunddreißig Stunden den sonst sieben Tage dauernden Weg über Badakhshan zu bezwingen. Doch war weder der Schnee auf Anjuman hart genug, um zu tragen, noch die Sonne ausreichend stark, um den Weg freizumachen. So hatten sie nur bei Nacht vorwärts kommen können, wenn die oberste Schneeschicht fror. Da aber selbst diese klettergewohnten Bergmenschen sich ab und zu von ihrem mühsamen Vorwärtsdringen austruben mußten, so hatten sie alle zwei Stunden eine Art Mondell in den Schnee getreten. Hier ließen sie, vor Wind geschützt, im Kreise umher, um nicht langsam zu erfrieren. Bei Tage hatten

sie, von der Sonne erwärmt, auf dem Schnee geschlafen und hin und wieder ein wenig Schmelzwasser eingeschlürft. Was diese Leute uns berichteten, fand ich bald bestätigt. Unsere guten Bergpferde fielen tief, bis zum Bauch, in den Schnee. An ein Fortschleppen der Lasten war nicht zu denken. Dieses Mal hatten unsere Freunde mit ihrem „ganz unmöglich“ wenigstens insoweit recht gehabt, als der Übergang über den Anjāman zu jener Zeit einen solchen Kräfteaufwand erfordert hätte, daß ein Versuch tollkühn war. Es hieß also — was ja oft schwer ist: vernünftig sein und zum Rückszug blasen!

Ein anderer Paß, zu dessen Benutzung der Dorfsälteste selbst uns riet, führte auf Chawat zu. Unter aller irdentlichen Mühsal waren die Tragierte an der Schneegrenze angelangt, als es wieder hieß: „ganz unmöglich“. Und leider auch diesmal mit Recht. Aber jetzt ließ es mein deutscher Stolz nicht zu, nochmals umzukehren. Das durften die Karawanen und die Eskorte. Inzwischen stieg ich selbst mit einem Bergführer und unserem afghanischen Mittmeister auf den Gletscher hinauf und von der anderen Seite wieder hinab. Bis an die Achselhöhle brach ich mehrfach in den Schnee ein, unter dem ein verborgener Gebirgsbach rauschte. Doch für alle Strapazen entschädigte das herrliche Panorama der Berggipfel des Hindukusch. Nur Eis, nichts als Eis und wieder Eis blendete rings unsere Augen, selbst durch die dunkelste Schutzbrille. Weltfremd, erdenfern waren diese tiefen weißen Felder. Sie sind in ihrer schneetigen Unschuld das Jungfräulichste vom Jungfräulichen; denn die meisten von ihnen hatte nicht einmal der Blick eines

Europäers, geschweige denn der Fuß eines Eingeborenen berührt.

Schon der Nachmittag brachte uns wieder in den Bezirk des Menschlichen, in ein Dorf unterhalb von Chawat. Dort hauste ein vom verstorbenen Emir Abdul Rahman angesiedeltes Arbeiterbataillon, das, sobald Schnee fällt, einen Weg über die Paßhöhe stampfen muß. Ihren soldatischen Beruf sieht man diesen Heloten nicht mehr an. Es sind vom Wetter zerrissene, zerlumpte Gestalten, kümmerlich erhalten sie von ihrem Lohn — sieben Rupies gleich 5,30 Mark im Monat —, von Ziegenmilch und Lammfleisch ihre Familien. An ihnen vorbei zieht jahraus, jahrein der Handelsverkehr aus Turkestan nach Kabul und Indien. Entsinne ich mich recht, so gehen etwa hundertzwanzigtausend Tiere, davon achtzigtausend Kamele, jährlich in der Richtung nach Indien, hunderttausend von Kabul zurück nach Turkestan. Ehe Afghanistan Ausfuhrverbote für Wolle und Pferde erließ, sollen die Verkehrsziffern noch größer gewesen sein.

Tief in der Nacht erst traf unter Köhrs Führung die Karawane ein. Zum Glück hatte ich alles so vorbereitet: können, daß sofort jeder Mann unter Dach und Fach gebracht, jedes Tier an seiner Stelle angepflockt werden konnte; zum Glück — denn für Chawat brauchte alles seine Kräfte. Allzu spät durften wir nicht aufbrechen, um nicht im schmelzenden Schnee stedenzubleiben. Bei Nebel und vor Tagesgrauen krochen wir aus den kleinen Steinhütten, wo wir, so ungern wir es sonst taten, fremde Filzdecken nicht verschmäht hatten, um uns vor dem bittersten Nachtfrost zu schützen. Langsam ging der Anstieg vorwärts.

Statt einer geebneten Bahn gab es seit der Schneeschmelze nur metertiefe Fußtapsen. Mit unglaublicher Gewandtheit traten unsere Manttiere in die zumest von Kamelen und Pferden herrührenden und deshalb für ihre kürzeren Gangwerk nicht leicht benutzbaren Löcher.

Immer dichtere Wollenschwaden wandern mit leise fliehemdem Schnee über die Eiswüste dahin. Vor dem letzten Anstieg liegt ein leeres steinernes Blockhaus. Eine Inschrift auf weißer Marmortafel sagt, daß Seine Majestät der Emir bei seiner großen Reise durchs Land einst hier oben Zuflucht suchte. Nebel und Schneegestöber werden so massig, daß man kaum zwei Stapfenlöcher weit vor sich sehen kann. Ab und zu zerreißt wieder der Wolkenvorhang. Dann wird die einzelpunktige Schlange meiner Karawane sichtbar und ganz oben an einer Ausweichstelle ein uns entgegenkommender Zug Kamele. Wir begegnen ihm. Eines der armen Tiere ist gefallen. Ich lasse meine Leute antreten, es zu heben. Unsoust. Einmal auf den Füßen, sinkt das Kamel immer wieder kraftlos in sich zusammen. Müde, resigniert streckt es im Sterben den Hals über den Schnee.

Wir müssen weiter. Ganz auf der Höhe steht plötzlich, wie aus dem Schnee gezaubert, eine wahre Märchenfigur vor mir: ein Fakir mit wildem, dunklem, aber sympathischem Gesicht, ganz nackt bis auf einen zerfetzten Lendenschurz, mit einer Fayencescherbe, die er an rohgedrehter Schnur um den Hals trägt. Er kommt aus Masari-Scherif, von einem kleinen, aber um so mehr wandertätigen Heiligthum, das unbekannt im Herzen Asiens liegt. Von dort hat er

die Rachel geholt. Sie zu besitzen, ist er nackt von Indien bis in die höchsten Berge der Welt gepilgert. Ich suche nach einem größeren Geldstück, sie ihm abzukaufen. Weltlichkeit und Ehen vor dem Fremden kämpfen auf seinem Gesicht einen kurzen, aber ausdrucksvollen Kampf. Dann öffnet er schnell, fast verschohlen ein kleines Felleisen, zieht unter undefinierbaren Lumpen eine zweite Rachel hervor und verschwindet flink, nachdem er die von mir begehrte sich vom Hals genommen hat, im Nebel. Ich glaubte, wir schämten uns beide ein wenig voreinander, wennschon aus verschiedenen Gründen.

Hadji Malik und Abidje

Die Karawane ist froh, nach Turkestan absteigen zu können; denn viel steiler und schlechter ist der Weg von dort zum hohen Felsengrat. Kaum blickte ich, da ich den guten, geschickten Tieren nicht helfen konnte, nach rückwärts. Aber schnell änderte sich jetzt die Landschaft. Zwar fehlten noch Gräser, Bäume und Blüten, doch lindere Düste kamen schon herauf. Die Atmosphäre wurde für die Atemorgane faßbar. Bald waren wir in einer Höhe von zweitausendsechshundert Metern, bald fühlten wir uns, nachdem wir einen Kilometer in die Tiefe gefahren waren, wieder auf der alten Erde.

Und bald sollte uns auch das Herz erwärmt werden. In der kleinen, von den Wästenstürmen stark mitgenommenen Karawanserei stand Hadji Malik und sah mit großem, wichtigem Interesse zu, wie unsere Felle gegenüber der

kleinen Moschee, dem Mittelpunkt jeder afghanischen Bergstadt, errichtet wurden. Hadji Malik! Jeder Sachkundige stellt sich darunter einen weißbärtigen Metkavilger, einen würdigen Dorfalten vor. Hadji aber war ein Hüblein von knapp neun Jahren und Malik war sein Vorname. Seine kleinen, juchtenledernen Stiefel, seine fremdartig geschnittenen Hosen, der Kaftan und ein auf dem Schädel aufliegendes Käppchen zeigten, daß er nicht aus diesem Lande war. Zutraulich besorgte er uns einen Besen und half uns beim Ausfegen des Bodens. Am Nachmittag luden wir ihn zum Tee in unser Zelt. Um den Rest seiner Scheu zu überwinden, wurde der Großvater dazugebeten. Bald saßen nicht nur der Alte und sein Enkel, auch noch die siebenjährige Abidje, die Base des kleinen Hadji, und ein anderer Bub mit auf unseren Teppichen und ergöhten sich an dem so seltenen und kostbaren Zucker.

Was diese kleinen Weltbürger schon gereist waren! Mit den Eltern zusammen hatten sie sich zur langen Pilgerfahrt nach Mekka, an das Grab des Propheten, von der ja nur so wenig zurückkehren, aufgemacht. Mit Bahn und Schiff, aber immer fast mittellos, hatten sie von ihrer Heimat Russisch-Turkestan das Schwarze Meer und Konstantinopel, von dort nach langer, aufenthaltsreicher Wanderung mit der Anatolischen Bahn und der Hedjaz-Bahn die heiligen Stätten des Islam erreicht. Dann war der Krieg ausgebrochen und hatte ihnen den Rückweg abgeschnitten. Aber, was schlimmer war, die Väter der Kleinen raffte eine Seuche dahin. Hilflos, die beiden Jungen Vollwaisen, Abidje nur mit ihrer Mutter, harrten sie in Mekka der

Rettung. Ein Jahr beinahe mußten sie warten. Nicht allzu trostlos war diese Zeit für den holden Unverstand der Kinder; denn sie brachten außer schönen Erinnerungen allerhand Lieder und Sprüche aus dem alten Arabilu zurück. Endlich kamen sie nach Aden, und ein Komitee indischer Mohammedaner ermöglichte ihnen die Rückfahrt nach Bombay und weiter zur afghanischen Grenze. Beim Emir Sahib, dem Padischah Islam, hatten die guten Gläubigen nicht vergeblich angeklopft; er hatte ihnen vierzig Rupies für die Reise geschenkt. Die genühten aber nur, um einen Esel zu kaufen, der neben ganz wenigen Vorräten die schwache Mutter Abidjes tragen mußte. Die Kleinen hatten den ganzen langen Weg zu Fuß zurückgelegt, die letzte Straße, acht Stunden, durch den Schnee — meine siebenjährige Freundin Abidje meist mit blanken Füßen, nur manchmal in den hohen Stiefeln ihres Gefährten Hadji Malik.

Am Abend wurde uns eine ganz besondere Herzensfreude zuteil. Wir hatten die Kinder wieder eingeladen und lauschten dem Gezwitscher der dunkeläugigen, feingliedrigen Abidje, sahen ihren vollendet anmutigen Bewegungen und der kleinen Herrschaft zu, die sie über die munteren, etwas dreisteren Kameraden führte. Zu niedlich war es, wie sie beim Auftragen der Reisplatte ihre sprechenden Kinderhändchen vorstreckte und mit einem süßen „Bismillah“ — im Namen Gottes — zum Zugreifen einlud. Nachdem sich alle nach Herzenslust an dem Reis, wir aber noch mehr an dem Anblick der Kinder, gütlich getan hatten, schenkte ich ihnen den Rest der Platte für die Eltern. Aus dem ernsthaft vorgenommenen Leidungsgeheimnis sah ich nun erst,

daß es sich um drei Familien handelte. Sorgsam suchte Abdije zunächst aus der ganzen Platte die verborgenen Fleischbrocken heraus, teilte dann geracht wie ein Salomo den Reis und krönte ihn mit den wohl zugezählten Hammelsrücken. Im Nu waren die Kinder fortgestoben, kaum hörend auf die Mahnung, die Platte auch gut abgewaschen zurückzubringen. Beinahe im Handumdrehen waren sie mit der spiegelblanken Schüssel wieder da. Sie ließen sich nicht lange bitten, uns etwas zu singen. Hadji Malik trug einige seiner in Arabien gelernten Lieder vor, und hübsch und fließend überfetzte uns die kleine Abdije die Lyre ins Persische, wie sie überhaupt mit ihren sieben Jahren neben Arabisch und Sorisch geradezu erstaunlich gut Persisch sprach. Selbst zu singen, scheute sie sich; ja, wenn wir nicht Fremde wären, meinte sie, würde es nicht so ungeschicklich sein, so aber gebiete ihr der Anstand, den Knaben unsere Unterhaltung zu überlassen.

Die ganzen nächsten Tage hielten die Hadjifamilien, obwohl wir fast doppelt so schnell reisten wie sie, mit uns Schritt. Die Kinder dursteten stolz auf unseren Reseroyerden thronen und jeden Abend das Essen mit uns teilen. Auch die Eltern waren sehr froh, angesichts der Aufmerksamkeit, die wir den Kleinen erwiesen, von den Afghanen besser behandelt zu werden. Eines Tages hatten sie uns gebeten, die Kleinen halben Weges abzusetzen. Am Abend erschien die ganze Hadji-Karawane dennoch in unserer Karawanenerei. Als die Mutter ihre Kinder nicht vorfand, wendete sie sich weinend an Röhr, entschleierte sogar sich und ihre Verzweiflung. Sofort wurden zwei reitende Boten

von uns ausgesandt, die Kleinen zu holen. Wir haben sie, als unsere Reife dann weiterging, nicht mehr gesehen, aber noch lange später — so wie ich es heute tue — dieses friedlich-lieblichen Jodyls in der Vorgatur mit reinstem Entzücken gedacht.

Taisabad

In manchmal längeren, manchmal kürzeren Märschen durchritten wir, stets in gastlichster Weise, ja häufig auf das menschlich-herzlichste empfangen, die pferdereichen Hochebenen von Badaghshan. Zunächst mit wunderbaren Fernblicken auf den Hindukusch, dann durch die Chodschar Mohammed-Kette mit ihren gewaltigen Salzlageren und wüsten Tälern.

Kurz vor Taisabad trafen wir die ersten türkischen Niederlassungen an. Waren schon die Afghanen zu uns hinausgezogen, um uns von ihrem schönsten „mast“, ihrer sauren Milch, zu bringen, so konnten sich die türkischen Afakale, die „Weißbärte“, in Freundschaftsbezeugungen gar nicht genug tun. Das Hochtürkische, wie es in Stambul gesprochen wird, verstanden sie wenig. Immerhin konnte Röhr, der ausgezeichnet Herbeidschanie verstand, große Ähnlichkeiten zwischen den in Nordpersien und hier in Afghanimistan gesprochenen Dialekten feststellen.

Nach schweren Märschen stiegen wir durch die letzten Gebirgszüge, die uns von Taisabad trennten, als auf schweißbedecktem Pferde ein junger Reiter heransprengte, vom Ross stieg, unseren Risalbar, der gerade einmal wieder zu seinem größten Schmerz zu Fuß laufen mußte, umarmte und sich

dann zu mir führen ließ. Es war der Bruder unseres
Rittmeisters. Er hatte den etwas merkwürdig klingenden
Auftrag, mich zu fragen, ob ich eine, zwei oder mehr Schwa-
dronen zu meiner Begrüßung abgeordnet zu sehen wünsche.
Wenn man mich überhaupt so hoch ehren wolle, so würde
ich mich sehr freuen, eine Schwadron der berühmten Ka-
vallerie von Badaghshan zu sehen, war meine sofortige
Antwort. Glückselig, seinen Auftrag so diplomatisch erfüllt
zu haben, ritt unser Freund und Bruder von dannen, um
der Schwadron von Faisabad Befehl zur Aufstellung zu
bringen.

Ich ritt von nun ab — oder ging vielmehr — langsamer,
weil ich wußte, daß man Ehrengarden nicht überraschen
soll. Vorsichtigerweise hatte man uns am freien Flußufer
einige Teppiche hingelegt und drei einsame Stühle, auch
einen Teekessel bereitgestellt. Hier träumte ich, bis ans
zunehmen war, daß alle Vorkehrungen getroffen seien.
Sie waren es denn auch schon lange, wie ich später erst
hören sollte. Die Schwadron, drei alte Offiziere vor den
Zügen, machte einen zwar nicht ganz uniformen, doch nicht
unkriegerischen Eindruck. Die Leute schienen wetterfest, die
Pferde sahen im allgemeinen gut aus. Die Truppe machte
sogar eine Bewegung, die einem Einschwenken ähnlich sah.
Die Reiter schlossen sich aber, während ich mit den Führern
redete, in ungeordnetem Haufen um mich. Da kam plötzlich
von einer der Weiden eine Unglücksstute herbeigelaufen.
Sofort versuchten einige der wildesten Lanzenreiter, sie zu
attachieren, und brachten ihr auch wirklich stark blutende
Verletzungen bei. Hierfür beschloß ich, die Leute durch eine

kleine Trabeprise zu strafen. Wie die meisten Naturvölker,
so können auch die Badaghshanis, obwohl sie im Sattel
geboren sind, nur schnellen Paßschritt oder Galopp reiten.
Bei einem ruhigen, gleichmäßigen Trabe unserer Pferde
kamen sie entweder nicht mit, oder sie mußten dauernd ihre
galoppierenden Tiere durchparieren. Unsere Begleitung
aus Kabul, die schon zum Teil dort uns als Eskorte gedient
und dabei reiterlich einiges gelernt hatte, sah voller Ver-
achtung auf die Provinzler, die sich hochroten Kopfes
mühten, ihre Rosse zu händigen.

Der Empfang, den wir in dem kleinen, malerisch am
Hange eines reißenden Flusses gelegenen Faisabad bei der
Bevölkerung fanden, hatte etwas ungemein Eindrucksvolles.
Nicht nur vor und auf der alten Brücke standen die Leute
in dichten Scharen, sondern Kopf an Kopf gedrängt auch
in den Straßen und auf den Dächern. Überallher hallte
es von Einzelpersonen und aus Gruppen: „A salaam
aleikum,“ „Der Friede sei mit euch!“ „Aleikum salaam,“
antwortete ich, durchdrungen vom Gefühl meiner Unzu-
länglichkeit, Träger einer solchen Popularität sein zu müssen.

Auf dem großen Marktplatz gab es ein Schauspiel. Wohl
gegen den Zutritt Unberufener war ein tiefer, ziemlich breiter
Graben ausgehoben. In der Spitze reitend, sah ich plötzlich
den Erdsplatt vor uns gähnen. Eine kleine Gewichtsverlegung
und Schenkelhilfe — dann setzte mein Blauschimmel, der
vielleicht in unserem Zuge am dekorativsten war, in weits
federndem Sprunze darüber hinweg. Röhr folgte etwas
fürmischer, die ganze Kavalkade aber mußte sich teilen und
den Graben umreiten. Nach dieser Verwahrung unserer

Reifkunft langten wir fast allein vor der Front der drei uns erwartenden Ehrenkompagnien an. Die langen Gewehre mit prachtwoll gepunktetem Bajonett wurden heruntergerissen, daß es nur so krachte. Freudig sahen wir die Hauptleute und die alten, zum Teil weißbärtigen Soldaten in ihren weiten Unterhosen, den preussischen und englischen Waffenrocken, den künstlerisch gebundenen Turban auf dem Haupt, ins Antlitz. „Was sagst du dazu?“ war ihre stumme Frage. Und auch ich freute mich, denn aus ihren Augen blitzte mich der soldatische Geist an, der einer guten Tradition entstammte und, in jüngeren Leuten belebt, noch Hervorragendes würde leisten können.

Oben in seiner Halle saß, umgeben von seinen Eblhen und Stabsoffizieren, in prangender Pracht der alte „Ybrneel“ (Verballhornung des englischen „general“), der den Rang eines Militärgouverneurs hat. Wankend stand der ehrwürdige und hohes Vertrauen einflößende alte Herr auf, uns willkommen zu heißen. Für unseren staubigen, wenig festlichen Reiseanzug mußten ihn unsere schönen Pferde und Waffen und vor allem die seltsamen Vorrichtungen schadlos halten, die wir aus der großen Welt mitbrachten. Wir entzogen uns dem auch von unserer Seite mit Würde beobachteten Zeremoniell, um wieder an den Ehrengarden vorbei uns in die Zelte zu begeben, die in einem Lustgarten des Generals für uns aufgeschlagen waren. Auch hier wurde uns eine höfliche Frage gestellt: ob wir uns mit sechs Zeltwachen begnügen würden. Freundigst mit weniger — aber das hätte die Wachmannschaften, die auch für ihr Teil sich von unserer Anwesenheit Großes versprochen, schwer enttäuscht.

So waren wir den nach jeder Richtung aufmerksamen Blicken des Militärs preisgegeben. Noch am gleichen Abend startete ich dem „Ybrneel“ und dem Hakim, dem Regierungspräsidenten, einen feierlichen Besuch in Uniform ab.

Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit Briefen nach Kabul, Empfangen, Festsessen, Gängen durch den Basar und die Stadt, photographischen Exkursionen und daran anschließendem Entwicklungslehrgang für den Sohn des alten „Ybrneel“, Beschlag der Pferde, Versorgung von Futter und Nahrungsmitteln. Schließlich fand eine Besprechung mit Länderkundigen statt.

Am Abend vor unserer Abreise spielte sich noch eine rührende Szene ab. Der alte Herr hatte mir als eine kleine Gabe sein eigenes wunderschönes kataganisches Pferd geschenkt. Ich lehnte diesen Beweis übergroßer Güte mit der einfachsten Begründung ab, daß ich mich im Hinblick auf alle sonstigen Wohlthaten nicht noch tiefer durch ein persönliches Geschenk von solchem Wert verpflichten lassen könne. Wie ich von seinem Sohn hörte, war der „Ybrneel“ über diese Ablehnung wahrhaft betrübt. Er sandte mir dann die massive silberne Trinkschale, die er seit Jahren persönlich zu benutzen pflegte. Ich konnte nicht anders, als sie annehmen. Bis an die afghanische Grenze wurde sie in einem schweren Lederkoffer von einem der Diener auf dem Rücken getragen und bei jeder Gelegenheit kredenzt.

Doch das Beste sollte noch kommen. Lange hatten wir gemeinsam überlegt, was wir dem Kommandanten unserer Wache, einem dicken, strammen Hauptmann mit gutmütigen, dunklen Augen, schwarz gefärbtem Bart, prallstehendem

Überrock europäischer Herkunft, schenken sollten. Außer unserer persönlichen Bewaffnung hatten wir noch einen Revolver von gediegener, jedoch ganz einfacher Arbeit. Zwar opferten wir mit seiner Weggabe die letzte Geschenk-
waffe, doch glaubten wir kaum einem anderen eine größere Freude damit machen zu können. Im ganzen Städtchen besaßen, wie wir festgestellt hatten, nur fünf Personen eine solche Waffe. Sie war reich verziert, hing sozusagen an hervortragendster Stelle der „guten Stube“ und wurde vom Besitzer bei jeder feierlichen Gelegenheit gezeigt. Eigentümer eines Revolvers sein, hieß auf der höchsten sozialen Stufe stehen. Unsere Berechnung trug nicht. Als der nett brünierte Stahl sich aus dem Leder losschälte und noch dazu fünfzig Patronen für die lang währenden Freuden sprachen, die jedes einzelne dieser lieben Dinger bringen würde, kannte seine Wonne keine Grenzen. Während der Orientale im allgemeinen mit dem Ausdruck seiner Dankbarkeit sehr zurückhält, ja ihn meist überhaupt nicht für nötig erachtet, schmolz bei ihm ein überwältigendes Luftsgefühl alle Hemmungsvorstellungen von persönlicher Würde hinweg. Tränen in den Augen und mit zitternd sich spitzem der Hand faßte er mir nach dem Bart, um mir einen Kuß zu geben. Fürwahr, wenn der Grundsatz stimmt, daß jemand, der die größte Freude an einem Gegenstand hat, auch das höchste Recht zu seinem Besitz haben sollte, so war es dieser Mann.

Mit dem Segenswunsch des alten „Dörneel“ schieden wir am nächsten Morgen um fünf Uhr früh. Wie ich es schon einigermaßen gewöhnt war, hielt ich durch den Haupt-

mann eine kleine Ansprache an die Posten, die er mit der stereotypen Einleitungssprache übermittelte: „Der Sahib hatte die Gnade, euch zu sagen . . .“ So konnte ich stets nicht nur mein Verßiß vervollkommen, sondern die echten Medeformen dieser Völker kennenlernen, wenn ich hörte, wie meine häufig wohl zu europäisch gedachten Wendungen übertragen wurden.

Das Dach der Welt

Nun ging es wirklich dem Pamir entgegen! Alles, was man uns in Kabul erzählt hatte, und was uns an Gruseligem in Faisabad zu Ohren gekommen war, von der Unwegsamkeit dieses „Daches der Welt“, der Kälte, den Stürmen, den unheimlichen Erscheinungen der Bergkrankheit, konnte mich nicht abhalten, unseren Entschluß so schnell wie möglich durchzuführen.

In Faisabad hatten wir geglaubt, an der Grenze der Landstriche zu sein, in die mit dem Ruhm des deutschen Namens die Volkstümligkeit unserer Expedition gedrungen war. Doch immer herzlicher wurden wir begrüßt, je größer die Entfernungen wurden. Hier wirkte nicht nur unser Bündnis mit der islamischen Vormacht nach, auch das dunkle Gefühl, daß mit unserer Ankunft ganz neue soziale Ideen ihren Einzug in Afghanistan gehalten hatten. Das war gerade den feinsten Geistern am klarsten bewußt. Ich denke an einen kleinen kranken Doolah, der mich an Amfortas erinnerte, ich denke an die Sprößlinge früher regierender Familien, der Mirs von Badaghshan, Kataghan und

Wachan. Weilenwelt kamen sie hergeritten auf ihren guten Pferden, ihre Lieblingsteppiche, Gebäck, Rahm oder sonst etwas, was uns angenehm sein konnte, zu spenden. Aus ihren klugen Worten wie aus dem Stammeln der einfachsten Afghancen klang die Hoffnung, daß die vom Emir inaugurierte freiheitliche Politik nun vieles bessern werde. „Wie steht es mit der Außenwelt? Was ist auf dem letzten Durbar mit den Delegierten des Volkes verhandelt worden? Wie faßt ihr die erlauchtesten Worte des Herrn Emir, der Lampe unserer Nation und Religion, auf?“ so fragten die Intellektuellen. „Unser Land ist hergegebunden, wir sind arm, ihr aber seid die Lieblingsgäste Seiner erlauchtesten Majestät und vermaget vieles“ — so wiederholten in bedeutungsvollem Ahnen und Wünschen auch hier oben im Pamir die kleinen Leute.

Je höher wir hinaufkamen, um so schroffer, aber auch um so interessanter wurden die Pfade. In manchen Stellen wären wir überhaupt nicht vorwärts gekommen, hätte nicht der alte General am Tage unseres Eintreffens in Faisabad eine Pionier-Abteilung vorangeschickt, die den Pamir-Wege dem Verkehr erst wieder erschloß. Trotzdem mußte häufig genug abgeladen und jedes einzelne Stück über den zwanzig Zentimeter breiten, fünfzig Meter hoch über dem Amudarja und hart an einer Felswand laufenden Pfad getragen werden. Vorsichtig, jeden Stein beriechend, kamen die Tragtiere nach.

Selt wir den kleinen Flecken Ischlafchan passiert hatten, trennten uns nur die von der Schiefermoräne schwärzlich-gran gefärbten Fluten des Amudarja von Rußland.

In Ischlafchan meldete der Führer der zu unseren Ehren aufgestellten Besatzung, daß schon vor einer Reihe von Tagen ein russischer Oberst den jenseits des Flusses liegenden russischen Posten mobilisiert und bis auf zehn Mann mit sich auf den Pamir genommen habe. Von da ab waren wir stets in Pistolenreichweite von der Mittellinie des Flusses. Einen andern Weg gab es nicht; denn südlich begrenzten die indischen Berge, nördlich die nun vielleicht ungetauften russischen Niesen Empress Mary und Emperor Nicolaus den Horizont. Während wir hier marschierten, konnten wir fast einen Tag lang, sobald sich ein Seitental aufthat, gleichzeitig nach Rußland und England-Indien sehen. In weniger ernsten Zeiten wäre es uns wohl als Sportleistung erschienen, in einem Tage von Rußisch-Turkestan nach dem indischen Kaiserreich hinüber zu marschieren.

Da wir, wie ich schon sagte, von Ischlafchan ab unmittelbar Beobachtung durch die Russen ausgeföhrt waren, so hieß es, den Feind nach Möglichkeit in der Vorberechnung unseres Anmarsches zu stören. Von Zeit zu Zeit erschienen am jenseitigen Ufer Kosakenpatrouillen, die meist sofort im Galopp davonsprengten. Als bald verlangsamten wir unseren Marsch. Am nächsten Tag machte ich dann zum Entsetzen unserer afghanischen Eskorte erst nach sechzehn Stunden oder an der Grenze der Leistungsfähigkeit unserer Tiere halt.

Langsam waren wir, den Fluß entlang, in große Höhen gestiegen. Ganz erheblich spürte man dies an den Temperaturen. Auch die Verpflegung wurde immer schwieriger. Un-

unseren eigenen Pferden den beschränkten Futtersvorrat zu erhalten, unsere Wache bei der nun kommenden Gebirgstour nicht ohne Not anzustrengen und nicht zum letzten, um dem Gegner keinen Vorwand zu irgendwelcher Truppenansammlung seinerseits zu geben, beschloß ich, meine Ehre eskorte in Kale Wendtsch zurückzulassen. Die Leute waren recht froh darüber. Sie konnten auf diese Weise einige Tage ruhen, die Pferde auf die Weide schicken und ihre Druckschäden ausheilen. Selbst unser Allergetreuester, der Unteroffizier Malik Mohammed, der es sich nie hatte nehmen lassen, uns bei der jeweiligen Ankunft im Quartier mit seiner eigenen Pelzjacke die Stiefel abzuwischen, ließ sich schließlich überreden, zurückzubleiben. Sein Trinkgeld entsprach, wie seine Mittheilung in nächstlichen Unterhaltungen verraten hatte, gerade dem Betrag, den er nach Abzug der sonstigen Kompetenzen für ein volles Jahr als Barlohnung bezog. Außerdem erhielt er ein Zeugnis, worin Seine Majestät der Emir um Beförderung dieses braven Soldaten gebeten wurde.

Einem der Leute enthielt ich sein Trinkgeld vor, weil er des öfteren sein Pferd mißhandelt hatte. Als er sah, daß ich mit meiner Drohung Ernst machte, war sein Jammer groß. Ich wäre vielleicht auch fest geblieben, wenn nicht in rührender Kameradschaftlichkeit die übrigen Leute sich für ihn verwandt hätten. Sie insgesammt zu maßregeln — denn so saßen sie die Zurücksetzung eines der Ihrigen auf — das konnte ich ihnen nicht antun, und so stehe denn ein Afghane mehr die Ehre und Segenswünsche Allahs an uns herab.

Es kamen nun gottlob Tage trüben Wetters. Alles, was mit uns ritt, staunte ob des Glückes, das wir offenbar hatten. Ganz besonders schien über unser gutes Verhältnis zu hohen und höchsten Gewalten ein Dorfältester sich zu wundern. Er ist mir deswegen genau erinnerlich, weil er uns einmal von Sir Aurel Schtain (Stein) erzählte, dem englischen Turkestan- und Kunstforscher, der vor ein paar Jahren hier durchgekommen war, und für dessen Funde ein eigener Flügel des Britischen Museums eingerichtet worden ist. Derselbe Dorfälteste half uns des Abends ein Lexikon von Ausdrücken der dort oben gesprochenen, einzigartigen Sprache, des Wachi, und seiner Abart, des Schig-nani, aufstellen. Verstohlen lugte während dieser nächtlichen Arbeit unser Rittmeister ins Zelt; denn bei seinem bösen Gewissen glaubte er, daß irgendeine Anzeige gegen ihn erstattet würde.

Am nächsten Morgen sollte vor Serhâd der Amudarja durchschritten werden. Hier, am Ufer des Flusses, darf ich erst verraten, warum trübes Wetter uns günstig sein mußte. Bei klarem Sonnenschein kommt, zumal in warmen Juninächten, ein gewaltiger Schwall Schmelzwassers von den Bergen herunter. Die Flüsse werden dann plötzlich so reißend, daß auch die kühnsten Eingeborenen oft wochenlang warten müssen, ehe sie ihre Reise fortsetzen können. Drei Tage trübes Wetter hatten den Wasserstand so tief gehalten, daß wir ruhig, obwohl bis über den Sattel in den Fluten, den Führern folgen konnten. Sie ritten auf ihren Chaschgauen, die so stark sind, daß sie selbst gegen die Strömung angehen.

Ich habe noch nicht von diesem merkwürdigsten aller Tiere, dem Chaschgau, gesprochen. Der Name bedeutet eine Bergbüffelart, die sich nur auf dem Pamir findet. Sie stellt ein Mittelthing zwischen Bison und Yak dar, ist aber keins von beiden. Die Tiere haben kurze, gedrungene Beine und sehr tiefe Brust. Ihr Kopf ähnelt, wenn man ihn aus den buschigen Haaren herauschält, mehr dem eines Wildpferdes als einer Kuh. Ihr Behang ist lang und kraus, wie der eines Schnärhpudels. Sie haben eine Schwanzquaste, die wie ein Rosschweif herunterhängt, nur wolliger und viel dicker; häufig wird sie abgeschoren, nur am Schwanzende läßt man ein Büschel stehen. Diese Schwanzquasten findet man im ganzen Norden Afghanißtans, bei Heiligtümern auf Stangen oder hohe Bäume gesteckt, wo sie wie der Riesenkalp eines Menschen wirken. Trotz ihres furchtbaren Aussehens sind die Chaschgane (die Abwandlung in der Mehrzahl stammt von mir) sehr gutmüthig. Sie lassen sich von Kindern durch Streckenstöße nach rechts oder links leiten, nur selten zieht man ihnen einen Ring durch die Nase. Gefüttert oder angebunden werden sie fast nie. Einige spärliche Halme dürfen sie sich an den steilsten Hängen im Schnee fuchen. Zum Entgelt liefern sie im Sommer ihre prachtvolle Wolle und das ganze Jahr hindurch eine fast überfette Milch. Sie sind, wie mir die Leute dort oben berichteten, nur in Höhen von über zweitausend Metern anzutreffen. Versuche, sie nach Indien zu bringen, sollen jedesmal mißglückt sein. Als ein Kirgisenfürst mein Interesse für diese Tiergattung merkte, versprach er mir aus eigenem, wenn der Krieg vorüber sei, ein Tier, das er vorher

in Turkestan etwas akklimatisiren wolle, nach Deutschland zu schicken. Ohne Chaschgane hätten wir unsere Weiterreise gar nicht bewerkstelligen können. Alle Lasten, unser persönliches Gepäck wie das Futter, wurden bis auf einiges den Tragtieren abgenommen und den Bergbüffeln aufgeladen.

Hinter Serhad wurde es bitterernst mit der Bergkrankheit. Wir waren allmählich über dreitausend Meter hoch gekommen. Und doch sollte hier erst der eigentliche Aufstieg beginnen. Vorher ließ der Kirgisenchef, der uns begleitete, mitten auf dem Wege, am helllichten Tage, mit kleinen getrockneten Salzbüscheln ein Feuer anzünden, um das sich Mensch und Tier scharte. Die schlauesten unserer Pferde und Maulesel drehten sich im Kreise, um eine angenehme Verteilung der Wärmestrahlen zu erzielen.

Gleich das erste Kotak, der erste Paß, brachte uns fünfzehnhundert Meter über die Flußsohle, also in viertausendfünfhundert Meter Höhe. Atemlos, mit schwer pumpendem Herzen kamen wir vorwärts. Auch die Pferde schienen eine bleierne Müdigkeit in den Gliedern zu spüren. Schwanzend zogen sie hinterdrein. Alle zwanzig bis dreißig Schritt — manchmal zählten wir bis zu hundert — mußten wir uns niederlegen, um das Herz wieder zu beruhigen. Immer dumpfer wurde der Druck, der auf dem ganzen Körper, namentlich auf Gehirnhämmern und Ohren, lastete. Wir Deutschen litten wohl nicht ganz so schwer wie unser Perser und sogar etliche der Eingeborenen. Unseren Afgher hatten die Afghanen vor Überspannung seiner Kräfte gewarnt. So blieb er, ihrem Räte folgend, als einziger von meiner Karawane auf seinem Pferde sitzen. Als Köhler ihn aufforderte,

abzusteigen, sagte er: „Will der Sahib lieber, daß ich sterbe, oder daß das Pferd stirbt?“ „Daß du stirbst,“ gab Mohr ohne Besinnen zur Antwort — und der große Afgher mußte traurig in seinen riesigen Militärstiefeln, die ihm ganz das Aussehen des gestiefelten Katers verliehen, zu Fuß weitermarschieren.

Wer nicht die Qualen der Bergkrankheit kennt, wer nicht mit wunden Knochen und Gelenken dreißig Tage im Gebirge marschiert ist — der ahnt nicht das Frohgefühl, das einen auf der Höhe eines Passes, wo es nun wirklich nicht mehr höher zu gehen scheint, ergreift. Der kennt aber auch nicht den Grad der Enttäuschung, wenn nach dem nächsten Berghang der Weg doch wieder einige hundert Meter aufwärts führt.

Das zweite Kotal überstiegen wir auf einer sehr gefährlichen Schutthalde, indem wir daran entlang einen Saumpfad von Schuhbreite uns selbst traten. Nun waren wir beträchtlich über Montblanc-Höhe. Wunderbar still war es in der leichten Luft da oben, ja das Schnaufen der Tiere schien lautlos. Nur ab und zu wurde die dünne Atmosphäre von je einem langgezogenen, schrillen Pfiff zerrissen. Das waren die Signale der Murmeliere von einer Höhle zur anderen. Sie sind die einzige Fauna dieser Gegenden, außer Mufflons, einer gewaltigen Bergschafart. Auch einen Geier sahen wir, der nicht flog, sondern in Rängurushsprüngen sich an den Berghängen entlang bewegte. Von fern erschienen die Murmeliere in ihren von Braunrot bis zu tiefem Schwarz abgeschatteten Pelzen oft wie große Raubtiere. Schossen wir eines von ihnen, auf Bitten der Afghanen, die den Knall unserer Büchsen über alles liebten, und

faßten wir es vor dem Verschwinden in der Höhle, in die sie meist blitzschnell, noch im Todesstammel, zurückkehren, so fanden wir enttäuscht einen kleinen Dager, der nicht viel größer war als ein ausgewachsener Hase.

Auch einen Mufflon habe ich erlegt, und zwar, wie ich gesehen muß, auf recht unweidmännische Weise. Wir waren im Schneegebirge, nach einem lebensgefährlichen Abrutsch, wohlbehalten auf einem Felsvorsprung hoch über dem Tale angelangt, als sich gerade durch eine Wolkenwand ein Blick auf den gegenüberliegenden Gletscher öffnete. In mindestens zwölfhundert Metern Entfernung stand, sich schwarz vom gleißenden Schnee abhebend, ein Rudel dieser Tiere. Nun ließen die Afghanen mir keine Ruhe. Welch schönere Gelegenheit konnte es geben, die Tragweite der Wunderbüchse zu bestaunen! Alles Strauben half nichts, nicht einmal der Hinweis auf die Kostbarkeit der Munition. Ich stellte das Visier auf dreizehnhundert und sah, im Liegen auflegend, wie nach dem ersten Knall, der den Tieren doch kaum vernehmbar sein konnte, das ganze Rudel die Muskeln straffte, sozusagen stramm stand. Der zweite Schuß, mit kleinem Korn mitten hineingehalten, sprengte die ganze Gesellschaft auseinander, daß der Schnee nur so stob. Das Glück oder Unglück — wie soll ich sagen? — wollte, daß ein schweres Tier getroffen zurückblieb. Im Todeskampf streckte es die Hufe gen Himmel, statt sie auf das glasige Eis zu setzen. Dann verhüllte eine gnädige Wolke, die unmittelbar über den Boden des Gletschers hinwegstreifte, den Anblick, der mich recht traurig stimmte. Besser noch als ich durch mein Glas hatten die Afghanen den Vorfall in seinen

kleinsten Einzelheiten beobachtet. Sie unterhielten sich gewiß den Tag hindurch darüber. Das Tier selbst zu bergen, wäre unmöglich gewesen. In einem abgefallenen Gehörn ließ die Größe des Mufflons sich am deutlichsten ermessen. Es wog über anderthalb Zentner; nur zwei Mann konnten es in die Höhe heben.

In kirgisischen Jurten

Nachdem wir drei Tage ununterbrochen bergauf und bergab gezogen waren, trafen wir bei Bojai Gumbes die ersten Jurten der Bergkirgisen. Bojai Gumbes ist ein winziges, überkuppeltes Heiligtum, das ein frommer Wanderer nach glücklicher Errettung von den Gefahren des Pamir oder des Taghdumbasch (je nach der Begriftung) gestiftet hat. Bewohnt ist der Platz nicht. Auch die Kirgisen hatten sich nur auf Befehl ihres Khan zunächst mit einer Jurte zu unserer Beherbergung dort eingefunden. Bald aber wurden mehr herangeschafft.

Die Jurte ist die praktischste aller Wohnungen. Ein Kamel trägt sie auf dem Rücken. Sie besteht aus einem großen, von zähen Stöcken zusammengesetzten Holzgitter — ähnlich wie sie im kleinen früher um die Blumentöpfe gesehen wurden. Über dieses etwa schulterhohe Statet werden in flacher Wölbung fünf bis sieben Meter lange Stangen fest gepreßt und gebunden; der ganze kleine Kuppelbau wird mit Filz überzogen und innerlich durch oft prachtvoll gewirkte, dreißig bis fünfunddreißig Zentimeter breite Zeltbänder zusammengehalten. Auf dem Boden liegen meist schöne alte Teppiche aus Kaschggar und Samarkand,

aber auch von den Bergkirgisen und Turkmenen gewebt. Nur in der Mitte bleibt ein kreisrunder Fleck, etwa anderthalb Meter Durchmesser, im Dach wie auf dem Boden, frei. Hier wird aus Schrubben oder Bergdisteln ein helloderndes Feuer angezündet. Der Rauch zieht frei zum blauen Himmel ab. Bei Nacht oder wenn der Wind gar zu ungünstig steht und selbst die Kirgisen den reizenden Rauch nicht mehr ertragen können, wird von der Tür aus eine Filzrolle über den freien Ausschnitt gezogen. Da diese Nomaden außer einigen Lederkästen keine tote Habe besitzen, so faßt eine derartige Jurte große Familien bis zu fünfundzwanzig Personen; bei schlimmstem Sturmwetter wird sogar den Lieblingspferden der Zutritt gestattet. Die tosenden Orkane, die über das „Dach der Welt“ hinfahren und jedes feste Haus wegreißen würden, können diesen zähen Zelten, an denen der Sturm abgelenkt wie ein Schrapnell an unseren Stahlhauben, nichts anhaben. Acht geübte Leute sind ohne weiteres imstande, ein solches Haus in einer Stunde fertig aufzubauen. Auch in unserem Klima würde es seine Zweckmäßigkeit bewahren. Ich weiß wenigstens, daß die gefangenen österreichischen Offiziere in Russisch-Turkestan vorzogen, von den Kirgisen Jurten zu mieten, als übereinander gepfercht in europäisch bedachten Gebäuden zu wohnen.

Übermals durch den Feind

Schon einen Tag vor Bojai Gumbes war uns in atemloser Hast ein Bote entgegengekommen. Vor sich her trug er in der rechten Hand, wie eine Monstranz, ein Holz-

stäbchen, an dem, sorgfältig umschnürt, ein leuchtend weißer Brief befestigt war. Mit einer Kniebeuge, wie wir sie heute höchstens in der Unwirklichkeit des Theaters noch sehen, reichte er seinem Herrn, unserem Führer, den Brief. Der nahm mit der Würde eines Großen — wie wir sie auf dem Theater nicht mehr erleben — das Schreiben entgegen, überflog es und steckte es gelassen in den großen Schal, der seinen langen, aus prächtiger hausgewebter Schafwolle gefertigten Rock zusammenhielt. Tags darauf erst sprach er mir von dem Inhalt des Briefes. Der sieben Tage entfernt in Taschkurgan wohnende chinesische Landrat oder Ambar teilte ihm darin mit, daß über Peshawar—Peking der englische Generalkonsul von unseren Reiseplänen benachrichtigt worden sei, und daß die Russen sofort Truppen auf dem ganzen Pamir zusammengezogen hätten, um uns abzufangen. Er bitte uns, zu verweilen und uns Zeit zu lassen, bis er auf dem ganz unbewohnten Tagdumbasch Proviant und Soldaten zu unserem Schutz bereitgestellt hätte.

Jetzt wußten wir, warum der Oberst in Ischkaschan mobilisiert hatte. Eine Nachricht selbst von Faisabad, wo man zum erstenmal aus unserer Route auf unsere Ziele hätte schließen können, war unmöglich der Anlaß für jene Maßnahmen. Selbst auf schnellstem Wege hätte eine solche Spionennachricht über eine Woche gebraucht, um an die nächste russische Telephon- oder Telegraphenstelle zu gelangen und dort nach Pamirski Post weitergegeben zu werden. Es waren eben der englischen Spione in Kabul zu viele, als daß ihnen unsere Abreise, so heimlich wir sie auch ins Werk setzten, entgehen konnte. Ich war aber wenigstens

froh, meinem Kameraden Niedermayer, indem ich die Späher auf mich zog, die Durchführung seiner Absichten erleichtert zu haben.

Da die Chinesen sich nun einmal erböten, mich zu schützen, so wollte ich, trotz aller Zweifel an der Möglichkeit eines solchen Schutzes, doch auf jeden Fall ihre Vorschläge abwarten. Ich meldete den chinesischen Behörden deshalb ganz amtlich meinen Namen, meinen Stand und meine Wohnung sowie die meiner Reisebegleiter, der Genauigkeit halber auch die Zahl meiner Tiere, und daß ich mit einem indischen, einem persischen und einem afghanischen Diener reise. Dieser Brief, dem ein amtliches Einführungs schreiben des uns begleitenden afghanischen Regierungsbeamten beilag, wurde durch einen Bergkirgisen über russisches Gebiet nach Taschkurgan gesandt. Wir harrten der Antwort, die in frühestens einer Woche da sein konnte. Diese Frist verwendeten wir nützlich auf die sorgfältige Instandsetzung unserer Waffen, den Beschlag und die Pflege unserer Pferde. Um mit dem Futter durchhalten zu können, hatte ich alles, was an Verrittenen nicht zu meinen eigenen Leuten gehörte, zurückgeschickt.

Am dritten Nachmittag wohnten wir gerade dem für uns veranstalteten kirgisischen Nationalspiel bei, zu dem weither aus den Bergen Hunderte von Chaschgau und Pferdereitern herbeigeeilt waren, als sich ein afghanischer Kaufmann melden ließ. Sobald er in unserem Privatzelt sich vergewissert hatte, daß niemand in der Nähe war, raunte er uns zu, daß er soeben von der chinesischen Seite des Tagdumbasch komme. Er sei nicht weniger als dreimal auf der

kurzen Strecke bis zur afghanischen Grenze von russischen Postierungen aufgegriffen, festgehalten, aufs peinlichste durchsucht und erst nach gründlichem Verhör wieder freigelassen worden. Man erwartete uns schon seit einiger Zeit. Da das Tal vom Tagdumbasch herab an allen Stellen leicht zu sperren und noch leichter zu übersehen sei, so halte er es für ausgeschlossen — „bilkul mämkin niest“ —, daß irgendeine Seele die Militärposten passiere.

Nun hieß es handeln! Die Russen und Engländer waren augenscheinlich den Chinesen, die mit ihrer Erklärung, sie würden uns Schutz bieten, nur das „Gesicht“ hatten wahren wollen, längst zuvorgekommen. Die ganze militärische Macht des Ambar von Tashkurgan bestand, wie ich erfuhr, nur aus dreißig schlecht bewaffneten, mindertauglichen Leuten. Die russischen Postierungen betrugten allein etwa jede fünfzig Mann. Im Hauptlager von Tashkurgan sollte eine ganz erhebliche Streitmacht liegen, die sich noch weiter verstärkte. Der einzige Gefallen, den ich den Chinesen tun konnte, war, so schnell wie möglich abzureisen.

Hierfür waren zwei Wege denkbar: der eine durch russisches Gebiet, wo wir noch die weitaus größte Aussicht hatten, durchzukommen — oder der, wie schon berichtet, gesperrte über den Tagdumbasch. Zwei Kirgisen erklärten, mich auf dem ersten unmittelbar nach Kaschgan führen zu wollen, und zwar in der unglaublich kurzen Zeit von vier bis fünf Tagen — jedoch nur dann, wenn ich verkleidet mit Köhr allein und ohne unser Gepäc reiten wollte. Aber es lag mir nicht, an der afghanischen Grenze in eine Verkleidung zu schlüpfen und die wenigen Getreuen, die ich noch

besaß, hier oben im Stich zu lassen. Auch alle Einladungen der Afghanen, nach Kabul zurückzukehren, wo uns der gastliche Emir nur ungern hätte ziehen lassen, verschlugen nicht. „Was man sich vorgenommen, und was man haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.“ Und so beschloß ich denn, unter dem gnädigen, höchst probaten Schutz der Unwahrscheinlichkeit den Durchbruch durch die feindlichen Linien zu wagen. Als meine Leute vorfühlten, daß es heute losgehen würde, zeigten sie insgesamt einige Kränklichkeit. Ja, Akher, der in der Tat dauernd unter Bergkrankheit gelitten hatte, begann plötzlich so stark zu heulen, daß man immer noch Hoffnung hegen konnte, er würde nicht sterben. Das Gejammer steckte auch die übrigen an. Bald spürte Seyed Achmed merkwürdige Schmerzen irgendwo, und selbst Josef behauptete, zum mindesten Kopfweh zu haben. Köhr und ich fühlten uns wohl — soweit man in fünftausend Metern Höhe bei eiffigem Sturmwind sich wohl fühlen kann. Zuvor hatten auch wir die ganze Zeit unter einer starken Beanspruchung des Herzens gelitten. Überdies hatte die brotlose, nur aus Milch und Fleisch bestehende Kirgisennahrung, die bei den Eingeborenen schwere, an den Zähnen sichtbare Degenerationserscheinungen hervorruft, uns gleichfalls mitgenommen. Der Gedanke aber, daß es wieder unmittelbar an den Feind gehen sollte, machte uns ganz gesund, er trieb uns das Blut schneller durch Hirn und Herz.

Unser Entschluß war schnell gefaßt und nach jeder Richtung durchdacht. Wir wollten alles nur irgend Entbehrliche verschenken und von unseren Tieren, die dadurch frei wurden,

eines mit Schlafdecken, eines mit Nahrungsmitteln für uns und Küchengeräten, die übrigen fünf mit Gerste beladen. Mit diesem Vorrat konnten wir bei sparsamer Wirtschaft unsere vierzehn Tiere sechs bis sieben Tage vollständig ernähren. Wir waren so von der Bevölkerung unabhängig und nur durch geographische und politische Möglichkeiten in der Wahl unserer Wege beschränkt. Bis an die chinesische Grenze wollten wir noch die Chaschgane für den Transport des Futters in Anspruch nehmen.

Unserem gemeinsamen Zureden, das von den tröstenden Worten des Kirgisenthans unterstützt wurde, gelang es, auf dem Wege über Josef und unseren Jüder Seyed Achmed, die ich bald dazu brachte, sich übereinander lustig zu machen, auch den Usgher zu beruhigen. Er bekam so viel zu tun, daß er zwar noch weinen, aber nicht mehr schreien konnte. Bei Fackelschein wurde geladen, dann marschierten wir durch die stockfinstere Nacht, mehr mit Geruch und Tastsinn als mit dem Gesichtssinn uns zurechtfindend, auf die letzte Paßhöhe dem Tagdumbasch zu.

Zwölf Stunden hintereinander ging es so vorwärts. Dann schlief ich ein wenig in der Morgensonne, wie früher den Zügel ums Bein geschlungen, bis die Karawane heran war. Wir mußten tagsüber abwarten und den Tieren eine längere Ruhepause gönnen. Bei Einbruch der Nacht, die das an sich schon ganz unwegsame Gelände öblich sperrte und uns wieder das berühmte „bilkul münkin niest“ entgegen setzte, wollten wir den ersten Durchbruch versuchen. Während die anderen schliefen, gab es für mich den ganzen Tag über so viel zu arbeiten. Ich schrieb letzte Dankbriefe an den Emir,

an viele unserer Freunde in Kabul und einen Bericht an den Herrn Reichskanzler. Für jeden Fall . . .

Im letzten Augenblick gab es wieder Schwierigkeiten mit der Gefolgschaft. Usgher hielt sich diesmal wie ein Held. Der afghanische Führer aber, ein Mollah, der seit Faisabad unauffällig mit uns ging, meinte plötzlich, es sei doch besser, umzukehren. Ich hielt ihm vor, daß noch viel besser sei, Versprechungen nachzukommen und jetzt nicht zu versagen, wo er schon einen großen Teil seines Lohnes vorweg habe. Gerade im Augenblick des Abreitens jedoch riß sich sein Pferd los, und weidend verschwand es im Gebirge. Schnell wies ich den Kirgisenchef auf den Zurückbleibenden hin; dann setzte ich zum Zeichen des Abmarsches mich in den Sattel. Fünf Mann stark waren wir; nur der Risaldar, der Kirgisenchefhäuptling und zwei seiner Leute, die, für drei Hammel und ein größeres Geldgeschenk angeworben, bei der Begegnung mit Nomaden uns eine lebende Legitimation sein sollten, bildeten unsere Eskorte. So kletterten wir das letzte Stück steilen Weges, das uns vom Reich der Mitte trennte, hinan.

Auf der Höhe, wo auch wir unserem geographischen Gefühl nach die Grenze vermutet hatten, kam der Abschied. Eigentlich hätte unser Risaldar glücklich sein müssen, so uns bequeme Gäste loszuwerden. Jetzt aber schien er herzlich dankbar, daß er von uns Deutschen, die wir ja unsere Lehrnatur nie ganz verleugnen können, einiges oder viel gelernt hatte — auch manches wohl, das er gar nicht zu lernen beabsichtigte. Etwa, wie man einen Auftrag um der Ehre willen und des ehrlichen Dienstes für seinen Herrn und sein Volk, nicht eigenen Vorteils halber, auszuführen habe. Er mochte

wenig erfreut gewesen sein, daß ihm hier und da ein bißchen Erpressung nicht gestattet war, oder daß er häufig hatte zu Fuß gehen müssen. Jetzt aber überwog bei ihm doch der persönliche Anteil an unserem Geschick, vielleicht gemischt mit der Freude über die Empfehlung an seinen königlichen Herrn, den Emir. Zu Tränen gerührt, küßte er mir beide Hände.

Schnell rissen wir uns los. Hinaus ging es wieder ins feindlichste Leben, ins Dunkle, ins Unbekannte mit seinen tiefen Reizen für alles, was männlich im Menschen ist. Was sollte uns auch passieren können? Wir durften uns noch getaner Tat und glücklicher Erfüllung unserer Aufgabe ein kleines Risiko wohl leisten.

Durch ein Felsenlabyrinth, das aufs sorgfältigste durchsteuert werden mußte, wenn nicht eines der Tiere zwischen den Felsen hängenbleiben oder an eine Stelle geraten sollte, von der es keinen Pfad zurück gäbe, kamen wir auf eine schmale Hochfläche. Von allen Seiten lastete der Schnee, wie an Bruchstellen sichtbar war, oft dreißig bis vierzig Meter tief festgepreßt, dräuend hernieder. Nur ein kleiner Weg blieb in der sich erweiternden Ebene offen. Auch er war vom Schmelzwasser so tief durchtränkt, daß Menschen und Tiere nur von einem Stein zum andern Rettung suchend vorwärts kommen konnten. Mittlerweile nahte die Nacht. Ich ließ halten, unsere Sachen genau nachsehen und suchte mit meinem Feldstecher das Vorgelände ab. Und wirklich — da regte sich etwas an der Stelle, wo das Thal sich wieder verengte und von Norden nach Osten bog. Auf seinem Braunen, der als einziges unserer Tiere den Futterbeutel noch nicht umhatte, ritt Köhr die erste Patrouille gegen den

Feind. Er meldete, es seien nur ohne Aufsicht weidende Kamele. Immerhin ließ dieser Umstand und der Anblick von Feuerstellen uns darauf schließen, daß zumindest eine Nacht hindurch Menschen sich hier oben aufgehalten hatten.

In den Marsch, der nun begann, werde ich mein Lebtag denken. Mit den beiden Kirgisen bildete ich die wegsuchende Spitze. Hinter mir kam unter Führung Köhrs, mit leisem Klirren der Stahlketten, die wohlbeladene Karawane. Die Nacht war so schwarz, so stürmisch und kalt, daß alle Sinne stockten. Bald saß ich mit meinen Kirgisen, denen ich mich in der Folge auch nicht weiter anvertraute, in tiefem Schmelzwassermorast fest. Im klaren Bewußtsein der großen Gefahr versuchten die Pferde immer heftiger, sich herauszuarbeiten, und zerrissen damit die wenigstens bis zu einem gewissen Grade tragende Kohärenz des Bodens. Zum Glück kam die Karawane, die bis dahin hinter uns geblieben war, vor uns in den Wind. Die Witterung der übrigen beruhigte auch unsere Tiere. Dann ging es wieder eine kleine Weile. Plötzlich fühlte man mehr als man sah, daß es mit einem Tier nicht stimmte. Der schwere Kornsack hatte, zu prall gefüllt, den Tragsattel heruntergerissen und lag auf der schlammigen Erde. Mit unendlicher Mühe war nach einer halben Stunde der Unfall behoben. Ich stemmte mich wieder gegen den eisigen Wind und die wuchtige Dunkelheit. Ab und zu fühlte ich jäh den Boden unter mir versinken. Ich mußte mit größter Geschwindigkeit mich von der verlorenen Vorderhand auf die Hinterhand des Pferdes retten. Plötzlich geriet ich in eine der kleinen Seitenschluchten des Hauptthals, an dessen Rande wir uns des Wassers wegen hielten. Heil unten

angelangt, versuchte ich die Karawane zu warnen. Vergebens! Irgendwo war sie schon wieder zurückgeblieben. Wenn das so fortging, sahen wir nie unser Ziel. Die Gefahr steigerte sich, daß wir, sobald es hell wurde und russische Trupps uns gewahrten, zwischen zwei Feuer genommen wurden. Unser Uygher, der nervenstarke Wüstenläufer, begann hoffnungslos zu weinen. Nur Nöhr hielt fest und lud immer wieder aufs neue die häufig schon im Festbinden rutschende Last des gelben Maultiers. Ich beneidete ihn darum, daß er etwas schaffen durfte, während ich vorn an der Spitze gegen eine Ungeduld ankämpfen mußte, die jede Hoffnung zermahlte.

Russische Vorposten und Espione

Wie eine Erlösung kam daher nach Durchschreiten eines kleinen Flusses aus dem eisigen Nachtdunkel der Anruf eines russischen Postens. Wenigstens keine quälende Erwartung mehr, sondern eine Entscheidung! Ich ließ mein Pferd, während ich meine Pistole entschickerte, langsam seitwärts treten. Trotz schärfsten Ausspähens war von den Russen nichts zu sehen, aber auch von meinen Kirgisen nicht, die sich bis dahin unmittelbar hinter mir gehalten hatten. Von diesen Helden benachrichtigt, war Nöhr nach vorn gekommen. Ich bat ihn, mein Pferd zu halten, rekonnozierte zu Fuß, was unmittelbar vor uns lag, und befahl ihm dann, die Karawane geschlossen im schnellsten Tempo durchzuführen. Dies tat er. Begünstigt von dem jeden anderen Ton verschlingenden Tosen des Wildwassers kam der nur an der Vorstellung einer gewissen tierischen Wärme

erkenntbare Zug herauf. Der Russe hatte sich, vielleicht weil er an eine Sinnestäuschung glaubte, vielleicht, weil er nicht einseh, warum er auf dem chinesischen Pamir einen Deutschen anschießen oder selbst dessen Kugel empfangen sollte, zurückgezogen. Ich kam, wenn ich mir diesen Zwischenfall ins Gedächtnis rief, von dem Gedanken nicht ab, daß zwei Feinde, die sich in den atmosphärelosen Kratern des Mondes begegnet wären, nicht anders handeln würden als jener Russe. Nöhr erzählte mir dann später, daß er unmittelbar an dem plötzlich vor ihm auftauchenden Wachtzelt vorbeigeritten sei. Immerhin mußten wir von jetzt ab mit einer Verfolgung rechnen. Und wirklich sprengte jemand, von unseren Hengsten mit leisem Wiehern begrüßt, heran. Es war aber nur ein Kosatenpferd, das uns trotz aller Steinswürfe anhänglich fast zwanzig Minuten begleitete.

Inzwischen begann der Morgen zu grauen, und wir mußten uns nach einem Versteck für den Tag umsehen. Dabei kamen wir ziemlich weit in die Helligkeit hinein, bis ich einen kleinen, mit Grasnarben überdeckten, kraterartigen Regel fand, in dessen Nähe ein Bach floß. Hier konnten wir einmal gedeckt rasten und sogar die Tiere etwas weiden lassen; dann aber hätten wir uns von dort nach allen Seiten wirkungsvoll verteidigen können. Der Tag verlief so ruhig, wie er nur in einer Höhe von viertausend Metern, ohne ein menschliches oder tierisches Wesen auf Meilen im Umkreis, verlaufen kann. Am späten Nachmittag wurde wir durch eine kräftige Reisportion gelabt. In wachsender Kühnheit wuschen wir sogar die Pferde im eisigen Schmelzwasser des unten vorbeirauschenden Flusses.

Da meldete der Ausguck plötzlich Reiter. Ich sehe nur einen — der kann uns nicht viel schaden. Um ihn uns nicht entgehen zu lassen, sattle ich sofort meinen Fuchs. Die übrige Karawane steht schon zum Abmarsch bereit. Der Reiter ist, bald zeigte das sein leuchtender Turban, unser afghanischer Führer. Er vermutet uns augenscheinlich den ja beabsichtigten Tagesmarsch vorans. Gerade hat er seinen Mantelsack ausgepackt und sich zu einer Stärkung niedergelassen, als ich wie ein Raubvogel auf ihn niederfahre. Trotzdem er mich bald erkennt, bleibt sein Schrecken bestehen. Denn nun kann er nicht — wie er sich's dachte — hinter uns dreintrollen und, je nachdem das Abenteuer gut oder schlecht für mich und meine Leute ausfällt, ohne durch uns kompromittiert zu werden, die russischen Reihen passieren. Weil er seine Gedanken so leicht hat lesen lassen, bleibt der Honved zu seinem „Schutz“ zurück.

Die zweite Nacht wird fast schlimmer als die erste. Die Maultiere scheinen genau zu wissen, wie sie sich für zwanzig Minuten wenigstens ihrer Bürde entledigen können. Das zweite Karakol, die zweite Zeltwache, streifen wir bei windigstem Wetter um halb zwei Uhr nachts. Sand ist in breiter Fläche davor gestreut, eine alte, von den Chinesen erfundene List, nach den Spuren die Passanten zu zählen. Wir wurden also bestimmt verfolgt. Auch hörten wir, daß ein Hund im Zelte leise anschlug. Nur wenn die Vorposten des Feindes sehr säumig waren, konnte der Zeitpunkt unseres Durchmarsches verborgen bleiben. Mit dem Morgengrauen kamen wir aus dem Tal heraus in eine sich erweiternde, von Moränenwellen bedeckte Ebene. Die vom Durchdringen der

Nacht und dem Kampf mit dem Winde schmerzenden Augen sehen einen Reiter. Er hält auf zwei Kilometer gleichen Kurs mit uns. Was will der Mann des Morgens um vier Uhr, warum reitet er außerhalb der Straße ins Unbewohnte? Als er sich uns genähert hat, werfe ich meinen Fuchshengst herum und lasse ihn zeigen, wie er nach zwölf Stunden Marsch noch galoppieren kann. Der unheimliche Reiter will wenden, gibt aber seine Flucht bald als aussichtslos auf. Er ist ein Tadjik, von jener merkwürdigen Mischrasse, die sich aus griechisch-indischen Rassenelementen mit leicht mongolischem Einschlag zusammensetzt. Sie sind zwar selbst Mohammedaner, aber nicht ganz überzeugungstreuen, und ausgesprochene Feinde des streng religiösen, rassentreuen, mongolischen Kirgisen. Die Widersprüche über Woher und Wohin, in die er sich sofort verwickelt, bestätigen meinen Argwohn. Willig folgt er mir zur Karawane, sichtlich froh, daß die entscherte Pistole nicht losgeht. Hinter einem Bergkegel, mit möglichster Übersicht über alle Annäherungsmöglichkeiten, lagern wir uns auf dem zer-rissenen Steinboden. Der Tadjik muß sich durch Wasserholen und Unterhalten des Feuers nützlich machen. Sein Pferd binde ich vor mir an, den Karabiner im Arm ver-suche ich, dem wechselnden Schatten eines Felszadens im Döfen langsam nachzurutschen.

Furchtbar brennt unter Tags die Sonne. Man glaubt, die chemischen Wirkungen der ultravioletten Strahler direkt verfolgen zu können. Ich ziehe es vor, die Pferde zu pugen und mich am Kochen zu beteiligen. Auf einmal steht ein anderer Tadjik vor mir. Er sieht ehrlich aus, will aus

demselben Dorfe sein, in das unser voriger Freund zu retten angab, kennt jedoch diesen nicht. So beschloß ich trotz der Tageshitze aufzubrechen. Wir wollen endlich aus der Falle heraus, vor den Feind!

Die Fahrradspur

Gegen Abend kommen wir an eine Reihe bewohnter Stätten. Da entdecken wir vor uns auf dem Wege zu unserem namenlosen Erstaunen eine Fahrradspur! Nein, keine Täuschung, es ist nicht etwa eine Karrenspur — die einzelnen Rippen des Pneumatiks sind deutlich vom feuchten Sande modelliert. Das ist hier eben nicht nur überraschend, sondern höchst verdächtig. Ich nehme einen alten Tadjik ins Verhör. Über die Zweiradspur will er, schwer verlegen, keine Auskunft geben. Aber der Mann weiß etwas, das spüre ich. Ich kann ihm nach längerem Parlamentieren nur eröffnen, daß jeder, der in der Nacht versuchen wollte, uns zu überholen, unweigerlich ein Kind des Todes sein würde. Er möge das allgemein verbreiten. Der Alte schien vollkommen zu verstehen. Diese Szene wiederholte sich an verschiedenen anderen Stellen, und jedesmal waren die Leute sichtlich beruhigt, aus dem Gefühl heraus, daß diese Drohung sie vorher eingegangener Spionagesverpflichtungen enthob.

Einmal aber sollte mein Fuchs doch noch galoppieren müssen. Vor Anbruch der Nacht war unser Spion vom Morgen auf eines der schon von mir besuchten Gehöfte geritten und hatte sich dort ein Pferd eingetauscht, das

gefaltet bereitstand. Während ich einem meiner Tiere ein verlorenes Eisen aufschlug, hatte er sich langsam voranzgestohlen. Unvermittelt sahen wir ihn einige tausend Meter vor uns in schärfste Gangart verfallen. Wie auf Kommando setzten Rôhr und ich ihm nach. In wenigen Minuten etwa hatten wir das Rennen gewonnen. Totenbleich fürchtete der Tadjik nach so offensichtlichem Verrat, sein letztes Stündlein sei gekommen. Jammernd rief er, er habe nur unser Nahen einem Beg anzeigen wollen. Ich ließ ihn einen Moment in Todesängsten zappeln und seine Freundschaft beschwören, dann zog ich drei Kupies aus der Tasche, gab zwei ihm, die dritte einem für sein Leben bittenden Landsmann. Alsdann erklärte ich ihm, daß ihnen beiden ebensoviel Kugeln zugebracht seien für den Fall, daß sie sich wieder sehen ließen, und ritt von dannen.

Das Problem und die Sorge dieser Nacht war, frühzeitig vom nordwärts führenden Wege nach Osten in die Berge abzubiegen. Wir mußten unbedingt das russische Lager Tschurgan umgehen. Von unserer letzten Lagerstatt bis dorthin waren etwa sechzehn Farsak, gleich sechsundneunzig Kilometer. Unser Führer versicherte, einen solchen Weg zu kennen. In äußerster Eile, ich immer rekognoszierend voran, marschierten wir acht bis neun Stunden. Je müder wir wurden, und je weiter wir vorwärts kamen, desto ungeduldiger fragte ich nach dem abzweigenden Weg. Stets wurde ich auf den nächsten Berg vertröstet, hinter dem er beginnen sollte.

Eine leise Vorahnung von Tageslicht zeigte uns deutlich wieder die mysteriöse Fahrradspur — und dazu auf einer

ganz ebenen Schwemmsandfläche eine Wagenspur, viele Pferdespuren. Man hätte meinen sollen, es sei uns jemand zum Empfang entgegengezogen, dann aber enttäuscht wieder umgekehrt. Jedenfalls war es die höchste Zeit, sich seitwärts zu schlagen. Da — noch zwanzig Schritt weiter — was sahen wir auf der anderen Seite des Ufers? — Ein Städtchen mit kleinen Kuppeln und einigen größeren Bauten. — Und was hier in allernächster Nähe vor uns, auf nicht mehr als fünfhundert bis sechshundert Schritt? Weiße Militärzelte.

Wir waren dem Feind mitten in den Rücken gelaufen!

In höchster Noth

Sofort ließ ich die Karawane zur Seite treten. Aber eine Rettung schien undenkbar. Links von uns brauste der Fluß mit seinen nackten, weithin übersehbaren Steinuferu, rechts stiegen pfadlos jäh und unbetreten die hohen Schutthänge des Gebirges fast lotrecht auf, vor uns war der Feind, und hinter uns vielleicht auch schon auf unseren Spuren. Bei einem Rückmarsch wären wir angesichts der gänzlichen Erschöpfung der Tiere und des Alarms, in den wir die ganze Gegend versetzt hätten, bald eingeholt worden.

Unser kirgisischer Führer suchte in einem Bergwinkel Zuflucht in lautem Gebet. Die übrigen standen in schmerzender Müdigkeit hoffnungslos neben ihren Tieren. Die erste Seelenstärkung verschaffte ich mir dadurch, daß ich mit einem Wortreichtum, den ich mir selbst kaum zugetraut hatte, mit den Urheber des ganzen Unheils vornahm und

unser aller Blut und die Schande, die er seinem Emir bringen würde, auf sein Haupt herabbeschwor. Dann aber sah ich mich nach Rettung um.

Der Plan, uns tagsüber am Ufer oder in einer der leicht einsehbaren Schluchten zu verstecken, wurde rasch verworfen. Ich versuchte mit meinem Fuchs an einem der ungangbaren, lockeren, steilen Berghänge emporzukommen. Ich ließ ihm die Zügel in voller Länge, kletterte vor — und siehe da, er zog sich in krampfhaften Sprüngen nach — was dem Auge unmöglich erscheinen mußte, gelang. Schon nach hundert Metern erleichterte eine kleine Ausfrachtung des Bodens, eine Schwemmstelle von Regenwasser, den Anstieg. Die Karawane konnte sich nachschleppen. Und wirklich brachte Noth Menschen und Tiere hoch; was zusammenstürzte oder zurücksank, wurde von unseren verzweifelten Händen wieder auf und vorwärtsgerissen. Ob das Herz auch bis zum Bersten arbeitete, jetzt galt es!

Dreiviertel Stunden später wagten wir zum ersten Male hinunterzuschauen. Im Zeltlager war reges Leben, Posten gingen auf und ab, Pferde wurden gefaltet, Abteilungen liefen umher. Wenn nur niemand herausschaute — — oder mochten sie ruhig herausschauen! Denn jetzt waren wir schon so weit, daß wir jeden Verfolger mit blutigem Kopf hinunterwerfen konnten. Vielleicht hatte man uns auch gesehen — aber dann gewiß nicht die im Gebirge verschwundenen Punkte mit der erwarteten deutschen Karawane in Zusammenhang gebracht. Von einer solchen Kühnkeit ließen sie sich wohl nichts träumen.

Gerettet

Nach anderthalb Stunden hatten wir ein kleines Plateau erreicht. Hier harrte ich der Zurückgebliebenen. Auf der Höhe fand ich einige Büffelspuren. Nach meiner Karte — Maßstab 1 : 7 1/2 Millionen — mußten wir ostwärts marschierend in etwa einem Tage an ein Quertal gelangen, das Wasser führte. Achtzehn Stunden hatten wir uns keine Pause gegönnt, nicht einmal zum Tränken der Tiere. Nun durften wir höchstens eine kurze Mittagsrast halten, wollten wir rechtzeitig an jenem Ziel sein. Bis zum Abend mußten wir an bewohnte Stätten zu kommen suchen — sonst hätten wir nochmals vierundzwanzig Stunden gebraucht — und wären dann wohl den Verfolgern oder dem unentzerrbaren Durst zum Opfer gefallen.

Aber vorläufig konnten wir nicht mehr. Die Lasten wurden heruntergerissen, die Tiere abgefesselt, die Pferde gefesselt. Alles streckte sich, wo es ging und stand, auf den glühenden Sandboden. Ich hatte mich unter zwei zusammengestellten Maultierssäcken vor den Sonnenstrahlen zu schützen gesucht — da empfand ich plötzlich im Halbschlaf, daß zwei Menschen nahten. Bleigewichte beschwerten mir den Leib, aber, die Pistole in der Hand, schoss ich hoch. Es waren wieder Tadjiks — wie sie erzählten, chinesische Beamte, die nach Taschkurgan gingen, Bericht zu erstatten. Sie erschienen uns wie vom Himmel gesandte Retter. Zwar wollten sie zuerst durchaus weiter, ihren Amtspflichten zu genügen, dann aber waren sie, bei unserer Freundlichkeit und Übermacht, erbdüchtig, uns in ihr sechs Stunden entferntes Dorf

zu führen. Von Kabil Khan — so hieß der Klügere der Beiden — hörte ich unterwegs recht Interessantes über China und Rußland und über den Umbar von Taschkurgan, der nach außen den Russen schön tat, innerlich aber ihnen feind war. In seinem Hause stand mir eine Überraschung bevor. An den Wänden der kleinen Hütte hingen, aus einer illustrierten Zeitung ausgeschnitten, Bilder unserer sämtlichen Admirale; vor Jahren hatte Stein sie hierher nach Turkestan gebracht. Mit einer Erklärung der Sachlage bestimmte ich Kabil Khan, er möge seine Dorfleute überwachen, damit unsere Anwesenheit nicht verraten und das Russenlager alarmiert würde. Ich wußte: für den nächsten Tag stand uns die Überschreitung des fünftausendundsechzig Meter hohen Randahar-Passes bevor.

Beim Abschied gab ich dem chinesischen Dorfvorsteher einen Brief an seinen Vorgesetzten in Taschkurgan, worin ich ihm unseren Durchmarsch und unsere Absicht, nach Yarkent zu gehen, meldete. Zugleich bat ich um Entschuldigung, daß ich ihn der ungelegenen Morgenstunde wegen nicht habe besuchen können. Erst später sollte uns klar werden, wie nützlich diese kleine Höflichkeit gewesen war. Als es sich um ein kleines Gastgeschenk für Kabil Khan handelte, riß sich Röhr unbedenklich seine Uhr vom Herzen. Nun mußte die meine für die ganze Expedition herhalten.

Über die Kraft

Der Randahar-Paß war von der Südseite aus in diesem Jahr noch nicht bestiegen worden; so mußten wir selbst den Pfad uns suchen. Doch unsere Glieder waren von der Nacht

ruhe gestärkt. Alsger war ganz übermüdig und meinte, es sei ja längst nicht so schlimm, wie wir nach unserer alleswissenden Parte ihn hätten glauben lassen wollen. Freudig suchte er, den Tieren voranstiefelnd, mit mir den besten Weg zwischen den hohen Blöcken. Oft allerdings waren wir ratlos, wie und wo es weitergehen sollte. Aber es ging doch schließlich selbst da, wo sonst ein Mensch kaum durchkam. Gegen drei Uhr nachmittags langten wir auf der Passhöhe an. Wir hatten einen Anstieg von mehr als zweitausendfünfhundert Metern hinter uns. Sehr erstaunt waren wir, dort oben Menschen zu finden, und immerhin noch weniger erstaunt als sie. Zunächst floh alles vor uns Europäern, dann erst, als wir uns friedlich gelagert hatten, wagten ein paar mutige Männer sich schüchtern heran. Mit einigen Süßigkeiten hatten wir bald aller Herzen — ich besonders die der Kinder — gewonnen. „Aschikala!“ tönte uns entgegen, und einer der Männer sagte zu mir, indem er unseren kleinen Zuckerhut bewunderte: „Wie reich müßt ihr sein, daß ihr so viel Zucker habt!“ Leider verspäteten wir uns etwas bei den guten Leuten und kamen beim Abstieg in eine so schwere Bergfinsternis, daß ich gegen zehn Uhr an einer verhältnismäßig ebenen und von Gestein freien Stelle zu halten beschloß.

Wir waren auch am Ende unserer Kraft, mochte nun kommen, was da wollte. Die Pferde wurden angepflöck, die großen Stallpöcke, woran die Maultiere mit einer Leine gebunden wurden, die Padischahi, mit Steinen eingerammt, und schon schliefen wir unter unseren Zeltbahnen und Pelzen trotz aller Feuchtigkeit und Kälte von unten und oben den tiefsten Schlaf. Im ersten Morgendämmern hatte ich gez

rade das zur Pflege der Selbstachtung und zur Erfrischung der Persönlichkeit in allen Lebenslagen rassame Bad genommen, Seyyed Achmed Hies getrockneten Kamelmist mit vollen Backen zu einem Feuer an, Josef trennte mit Steinwürfen meine Hengste, die rausflüchtig waren, als ob sie in den letzten Tagen gar nichts zu ihm gehabt hätten, Röhr und Alsger packten auf — als plötzlich unser Freund von gestern mit einem anderen Tadsit auf der Bildfläche erschien. Mit unterwürfiger Gebärde überreichte er einen Brief, dessen amtliche Herkunft ein roter Streifen bekundete. Auf der einen Seite war diese Epistel mit minutiös gemalten chinesischen, auf der anderen mit etwas frächtigen türkischen Schriftzeichen beschrieben. Da ich selbst in den besten Zeiten meines früheren Aufenthaltes in China, vor sechs Jahren, kaum mehr als vierhundert bis fünfhundert chinesische Charaktere gekannt hatte und auch Röhr nur das Stammbull-Türkisch beherrschte, so mußten wir uns von dem gelehrten Boten den türkischen Text ins Persische übersetzen lassen. Was er uns vortrug, war ein langatmiger Willkommensgruß, eine freundliche Sympathieäußerung mit kleinen Seitenhieben auf die Russen und schließlich die reelle Aufforderung, bei der Weiterreise uns der Hilfe der beiden Boten zu bedienen. Den wahren, vom angegebenen recht verschiedenen Inhalt des Briefes habe ich erst, als er mir in Hankau verdolmetscht wurde, erfahren.

Der mündliche Zusatz, den die beiden machten, war wichtiger. Kurz nach Eintreffen unseres vortägigen Briefes an den Ambar waren vierzig Besafen zu unserer Verfolgung aufzesseffen. Sie konnten jeden Augenblick erscheinen. Es

hieß also, in höchster Eile marschieren. Die beiden wollten uns auf dem schnellsten, für den Feind ungangbaren Weg nach Yarkent bringen. Um nicht einen schwierigen Gebirgszug überschreiten zu müssen, wollten wir durch eine tief eingegriffene, von einem Sturzbach gefägte Schlucht vorwärtsdringen. Ich ging zuerst, bis an den Kopf im Eiswasser, die beste Furt auszusuchen, dann brachte ich das willigste meiner Pferde, den Blauschimmel, durch. Hiernach wurden die Maultiere abgeladen und eins nach dem anderen in die giftige Flut gestossen, wo die beiden kleinen schwarzen Brüder bis über ihre empfindlichen Ohren versanken. Trotz der Kälte arbeiteten wir vier — den einen Chinesen und Josef hatte ich auf der Höhe vor der Schlucht als Posten zurückgelassen — so verzweifelt, daß uns Blut und Schweiß von den Sprizwellen nicht heruntergespült werden konnten.

Schon hatte ich die Tiere, indem ich mit den Schultern nachschob, durch einen zweiten Engpaß hindurchgebracht, schon war mein Fuchs über einige Felsen hinweggekommen, die selbst eine Bergziege kaum überklettert hätte, da zeigte sich, daß sich vor uns ein tiefer Wassertrichter befand, den weder Mensch noch Tier je passieren konnte. Wir saßen rettungslos fest. Mein Fuchs lag bei einem unzulänglichen Sprung mit seinen abgeschürften Wieren auf einer glattschrägen, schlüpfrigen Platte und mußte jeden Augenblick in den Abgrund stürzen. Ich konnte ihm nur helfen, indem ich mich an die scharfen Felsen anklammerte und, um ihm das Hochkommen zu ermöglichen, ihn auf meinen Oberhantel treten ließ. Das schwarze Hautmal habe ich nicht umsonst getragen. Das Tier war gerettet.

Aber schon wurde von der Höhe der Postierung nach mir gerufen: „Sahib, sofort herauf!“ Ich gab noch Befehl, unsere Sachen an eine gedeckte Stelle zusammenzutragen und die Tiere, die schon wieder kämpfend aufeinander losgingen und sich blutig schlugen, anzutetten. Keuchend drang ich nach oben. Was gab es? Drei Reiter waren gesehen worden. Ich ließ mir den Karabiner reichen. Lebendig sollten sie uns wenigstens nicht kriegen! Schon erschienen drei Köpfe auf dem Hügel, der unter uns lag. Nur mit aller Energie konnte ich Josef, dem es in den Fingern zuckte, vom Schießen zurückhalten. Scharf lugten die drei Köpfe nach allen Seiten aus, auch nach uns hin, dann verschwanden sie, ohne daß wir auch nur die Pferdebeine gesehen hätten. Sie schienen besser zu wissen, daß heute die Schlucht des Schmelzwassers wegen ganz unpässierbar war. Also fort, was nur die Pferde laufen konnten. Während Josef und ich eine Sicherungsstellung einnahmen, stieg unsere Karawane auf Gamsenpfaden — Kirgisenpfade, sagen dort die Eingeborenen — den nicht zu umgehenden Berg empor. Entsetzlich ging es mir beim Warten auf die Nerven, wie mein Sipah Salaar seinen Hals zerriß und mit wildem Wiehern zunächst der Karawane nachstürzte, sich in dem hohen Steingeröll eines steilen Seitentals vergaloppierte, wieder herunterstieg und dann mit hellem Geschrei in der Richtung abging, wo gerade der Feind verschwunden war. Ein Glück, daß die Russen zu schnell ritten. Mehr röchelnd als wiehernd kam der Hengst zurück und ließ sich nach langem Zureden von mir einfangen.

Die vier folgenden Tage mit ihren qualvollen Gebirgsmärschen rufe ich mir nicht gern in die Erinnerung zurück.

Wir marschierten uns die Seele aus dem Leibe. Täglich langten wir auf zweitausendfünfhundert Meter an, um täglich wieder über viertausend Meter hoch zu steigen. Unser eigentliches Marschieren, nicht das Klettern, ging in einer Schlangenlinie von einem Ufer der Wildbäche aufs andere. So haben wir einen Fluß von der Stärke der oberen Mosel, nur viel reißender, an einem Spätnachmittag und Abend mehr als dreißigmal passiert. Nur mit Rührung kann ich der kleinen schwarzen Brüder, meiner Mantierbrüder, denken, die, obwohl manchmal von den Wogen überspült, straff ihre vier stämmigen Beine ins steinige Flußbett streckten und auch in der schwärzesten Nacht wieder zu ihrem Jabu zurückfanden. War er ihnen einmal vorans, so trabten sie in langen Schritten heulend hinter ihm her.

Endlich!

Menschen trafen wir in jenen öden Gegenden fast gar nicht. So schuf auch die Verpflegung uns Not. Wir hatten zwar Reis, waren aber stets zu matt, um ihn zu kochen. Mit Anspannung meines Willens bestand ich darauf, daß wenigstens des Abends immer ein Topf in die Asche des schnell angefachten Zeefeuers gesetzt wurde. Morgens war er dann fast immer verbrannt und nicht immer gar. In mir selbst hatte die Aufregung dieser Tage ein Kräftegefühl erzeugt, das, wie sich am letzten Tage vor Yarkent zeigte, doch trügerisch war.

Über zweitausend Meter waren wir tiefer gestiegen und etwa neun Stunden durch den schärfften Sonnenbrand

marschiert. Ich zur Schonung der Pferde dauernd zu Fuß. Da fing, so gegen drei Uhr, das Herz an auszusetzen. Der Weg zog sich tief eingerissen durch eine halmlose, rotgeäderte Sandsteinformation. Die Sonne stand fast senkrecht. Schatten gab es nicht. Wasser hatten wir seit dem vorigen Tage nicht mehr gesehen. Zum Abkochen waren wir zu übermüdet. So hat ich denn Josef, mit mir etwas zurückzulassen, und blieb tiefersechtpf auf dem Boden liegen. Nach zwanzig Minuten arbeitete das Herz etwas besser, aber schon nach ebenso langem Weitermarsch zwangen mich unerträgliche Schmerzen nieder. Endlich hatten wir uns durch die Sandwellen durchgearbeitet und sahen in leicht abfallender, schier unbegrenzter Ebene vor uns am Horizont etwas Grünes schimmern. Das mußte Yarkent sein. Wenn das dumme Herz nur noch zwei Stunden mitmachen wollte! Die Tiere schnoben hoffnungsfreudig. Ich konnte nicht mehr im Sattel sitzen. Nur zu Fuß, von meinem Pferd gezogen, kam ich von der Stelle.

Bald belebte uns das Bild einer nicht allzu fernen Karawanenerei. Nur lag sie an ganz anderer Stelle als der vorhin beobachtete grüne Fleck. Wir kamen näher — sie verschwand. Eine Fata Morgana. Aber sie half uns doch, denn schließlich, nach drei qualvollen Stunden, hatten wir die chinesische Stadt vor uns. Und etwas noch Wirklicheres sahen wir: einen weißen Reiter auf schwarzem Pferd, der im Galopp heranstob. Sein ausgestreckter Arm hielt eine schwarz bezuckte Kanne mit gewundenem, langem Schnabel. Er sprang grüßend vom Pferd, entrollte seiner Bauchschärpe eine hölzerne Schale und schenkte uns Milch ein. Wir fühlten

uns im Paradies. Nur mit dem eben gelernten „Aschkala“ konnten wir unserem froh und gutmütig dreinschauenden Retter danken. Wie wenn ihnen das Unglaublichste verheißen wäre, zogen unsere Hengste hinter dem in schnellem Paß voranwackelnden kleinen Kirgisenspferd her, stürzten sich kopfüber in die gelben, lehmigen Fluten und tranken, tranken das braune Wasser genau wie wir vorher die weiße Milch. Bei einem großen Hof unter schattigen Bäumen empfing mich schon Nöhr mit einer Schale Aprikosen. Ein Gedanke des Dorfsältesten, der sofort, als er gehört hatte, daß wir Deutsche seien, uns aus der Karawanerei in sein Haus eingeladen hatte, war es gewesen, uns den rettenden Engel in weißer Baumwolle entgegenzuschicken. Freunde liche Besucher strömten herbei, uns zu sehen und uns Todsmüden Gefälliges zu sagen.

Wie waren im neutralen China.

Durch die chinesischen Wästen

Turkestan, die Völkerwiege

Wer heute durch das in weiten Landstrichen öde Armenien reist, dem ist es unfassbar, daß, wie schon die Älten, auch unsere Gelehrten dort das Paradies der Bibel gefunden haben wollen. Durchwandert man die weiten, nur von wenigen Dafen unterbrochenen Wästen Turkestans, so wird es noch schwerer, sich vorzustellen, daß von hier aus die größten Menschheitsbewegungen, die unvergleichlich tiefer Ästen erschütterten als unseren Kontinent die Völkerwanderung, ausgegangen sind. Und doch gab es hier blühende Städte, volkreiche, zu volkreiche Länderstriche und einzelne vom Machtwillen ihrer Stämme getragene Persönlichkeiten, die, wie niemand vorher und nachher, den Gang der Geschichte zu beeinflussen wußten. Diese Persönlichkeiten, wie Kublai Khan und Dschingis Khan, leben heute noch in Sage und Lied fort.

Das Land ist eine riesige Sand- und Salzwüste, dreifach so groß wie Deutschland. Die Städte liegen, von ihr geschützt und tief unter ihr begraben, in ungestörtem Schlaf. Auch die noch lebenden Städte schlafen. Partent, das schöne, ruhige, einst ein politisches Zentrum, hat trotz seiner zweihunderttausend Einwohner, trotz seiner weiten Basare ganz den Charakter eines primitiven Landorts. Tief in Staub gebettet, von alten, zerfallenen Mauern umgeben, liegt es, von den Pfeilen der Sonne überschüttet. Alles Leben scheint die Sonne zu erlösen. Denn bei Tage waagt

sich keiner der mit langen baumwollenen Hemden bekleideten Menschen ins Freie. Nur zweimal in der Woche erwacht die tote Stadt. An den Basartagen flutet das Volk von draußen herein, billige englische und russische Baumwolle und Kattune zu kaufen und seine rohgesponnene Baumwolle zu verkaufen. Der einst blühende chinesische Handel ist seit der Revolution fast gänzlich erstorben. Von fünf- tausend bis sechstausend Kaufleuten leben nur noch dreihundert bis vierhundert. Der Rest ist entweder in der Gegenrevolution erschlagen oder durch die Erpressungen der Beamtschaft zur Auswanderung gezwungen worden. Heute liegen nur noch der Seiden-, der Papier- und der Leehandel in chinesischen Händen, vom Baumwollgeschäft nur ein Teil; das übrige wußten sirtische Händler mit guten Verbindungen nach Russisch-Turkestan an sich zu reißen. Ganz vom Volk abgeschlossen, in einem gewaltigen Palast mit vielen Vorhallen wohnend, herrscht der chinesische Beamte. Ihn umgibt ein Heer türkischer Dolmetscher, die den Umgang des der türkischen Sprache nicht mächtigen Beamten mit den Einwohnern vermitteln. Sie sorgen auch dafür, daß er sich möglichst schon nach einem Jahre mißliebiger macht. Er wird dann abgerufen und durch einen neuen Ausbeuter ersetzt. Die Bevölkerung leidet naturgemäß schwer unter einem solchen System und ebenso die politische Stellung Chinas.

Zu unserer Zeit herrschte in Yarkent ein literarisch feingebildeter, bei Chinesen und Türken gleichbeliebter Ambar. Ihm wollten eifersüchtige Nebenbuhler und Feinde seines geraden Charakters aus meiner Anwesenheit einen Strick drehen. Die Turkestanen sind im allgemeinen äußerst fried-

fertig. Ein großer Distrikt wie Yarkent, der sicher nicht unter dreihunderttausend Einwohner zählt, wurde von vierzig Reitern und etwa sechzig Soldaten, ohne militärischen Wert in unserem Sinne, in Ordnung gehalten. Ich muß hinzusetzen, daß trotz vieler Mißstände der Türke in dieser Provinz Chinas die verständnisvolle und nachgiebige Praxis der chinesischen Behörden anerkannt. Heute noch besteht hier eine Reihe alter Gerechtfame fort. Bei Beamtenreisen liefern die Ortshaften Zug- und Tragtiere, Futter- und Rahrmittel, Quartiermacher und Führer. Die Benutzung geschieht nicht ohne eine gewisse gegenseitige Rücksichtnahme.

Mein Urteil über Chinesisch-Turkestan kann ich dahin zusammenfassen, daß dieses Land zwar durch die Einbuße an Kolonisten und Kaufleuten schwer gelitten hat, daß es sich aber unter chinesischer Verwaltung wohl fühlt und zu einem hohen Grad der Entwicklung gedeihen könnte, wenn es aus sich selbst heraus sich entwickelt. Wie die eine Telegraphenlinie von Peking nach Kaschgar das Land chinesischer Herrschaft erhalten hat, so würde eine Bahn, die heute nur ihres Mangels an Rentabilität wegen nicht gebaut werden kann, das Land wieder zu einem der blühendsten Asiens umgestalten.

Phantasievolle Späher

S gewiß, man soll nicht aus der Schule plaudern. Aber mindestens ebenso vom Übel ist die uns Diplomaten häufig vorgeworfene Geheimnisträumerei. Wie beflissen Engländer und Russen ihre reichen Mittel unserer Sache zur Verfügung stellen, sei deshalb in einem Fall kurz verraten.

Ich habe schon erzählt, daß wir all unser Gepäck bis auf das notwendigste in den Bergen des Passes zurüchließen. Wenn man es nun auch mit einem Anzug gut aushalten kann, so waren doch zwei Hemden etwas reichlich wenig. Wir beschnitten, uns in der Muße unserer Wartezeit in Yarkent mit je drei weiteren Hemden auszustatten. Ein angesehenener Afghane, dessen Liebenswürdigkeit den von uns gemieteten Palast eines türkischen Fürsten (Wangje) mit einer Reihe von Teppichen bewohnbar gemacht hatte, schickte uns einen ersten Schneider. Der Mann stellte sich vor und versprach, am nächsten Tage mit seinem Handwerkszeug wiederzukommen. Statt seiner erschienen zwei Schneider. Ein hagerer, dünner, mit dem Kopf eines Totenäschens, ein untersehter, behäbiger, mit gemüthvollem schwarzem Bart. Beide waren sie gleich höflich und arbeitswillig. Der eine verließ sogar nicht einmal des Nachts das Haus, sondern richtete sich sein Lager mit einem Backstein unter den zu unserem Ehrenschutz dienenden Soldaten. Nicht ganz so geschickt erwiesen sie sich bei der Arbeit. Sie schritt recht langsam nach den von uns zugeschnittenen Mustern fort. Dafür bewiesen uns beide eine große persönliche Anhänglichkeit. Sobald wir ausritten, war einer da, die Bügel zu halten, sowie wir ankamen, der andere, um die Pferde in Empfang zu nehmen. Geru halfen sie Seyed Achmed bei seinen Besorgungen und in der Küche, und nie fehlten sie an der Thür unter dem „Umstand“, wenn ein Gast erschien. Einem etwas geschärften Auge mußte die pflichttreue Thürsteherei bald auffallen. Aber mochten sie nur kommen, sehen und lauschen! Wir hatten nichts zu verbergen — im Gegentheil, uns zu beobachten mußte eigentlich fürchtbar langweilig sein.

Der Erfolg unserer geduldigen Nachsicht sollte sich überraschend zeigen. Aus dem Basar hörten wir zum ersten Male, was für mystische, mächtige Leute wir seien; beizleibe nicht nur drei, nein, unser Gepäck — nebenbei gesagt, kleine Ekelaschen, mit Zucker, Reis, Gries und Aprikosen gefüllt — enthalte eine Reihe nie in Erscheinung tretender Leute. Unsere Kisten, in deren einem wir unser persisches Silbergeld, im anderen die knappe Munition für unsere wenigen Feuerwaffen aufbewahrten, seien voll Sprengmitteln der bösesten Sorte. Allnächtlieh errichteten wir eine funkentelegraphische Station und führten Gespräche mit Deutschland. Für diese letzte, ganz nette Erfindung hatte unser Beobachter einen gewichtigen Anhaltspunkt. Allabendlich zogen wir uns nämlich aus der Schwüle des Hauses auf das tagsüber von der Sonne gründlich beschlitzte Dach zurück, raminten vier kleine Stäbe an einer mondgeschützten Stelle in den Lehm, spannten unsere Moskitoneze und unterhielten uns noch eine Weile. Wohl haben wir dabei manchmal Deutschlands gedacht und uns eine funkentelegraphische Verbindung gewünscht. Die Späher gaben uns noch mehr, was uns von Nutzen sein konnte. Unerklärlich war ihnen die Ruhe, mit der wir, den feindlichen Drohungen und den chinesischen Warnungen zum Trotz, in unserem recht gefährlich weit draußen liegenden Palais residierten. Und doch mußten sie ihre Gründe haben! Unsere Weigerung, gemäß der freundlichen Einladung des chinesischen Ambar ins sichere Yamen zu ziehen, wurde das mit erklärt, daß achthundert Reiter auf einen Wink bereit seien, aus den Bergen hervorzubrechen. Wörtlich wurde eine

Unterredung kolportiert, die ich hinter verschlossenen Türen mit dem chinesischen Landrat gehabt haben sollte. Der Deutsche: „Ich brauche achttausend Pfund Mehl für meine Leute.“ (Man bemerke den Zusammenhang zwischen der Zahl der phantastischen Reiter und der Brotmenge.) Der Umbar: „Kannst du mir eine Anweisung meiner Behörde dafür beibringen?“ Der Deutsche: „Willst du mir das Mehl geben oder nicht?“ Der Umbar: „Ich habe zwar keinen Befehl, es dir auszuhändigen, aber wenn du es brauchst, so nimm es dir doch!“

Die Psychologie des chinesischen Beamten war dabei jedenfalls nicht schlecht getroffen, auch der Deutsche ganz so dargestellt, wie ihn wohl ein Engländer sich denken würde. Der Schneiderspion kam mir so geschickt vor, daß ich ihm immer neue Arbeit in meinem Hause gab. Ja, der andere, der mit dem schwarzen Bart, hatte uns, um als echter Schneider zu erscheinen, um ein Stück der ihm überlassenen Seide betrogen. Angst, zu früh aus unserem Hause zu müssen, veranlaßte ihn oder vielmehr seinen Brotgeber, den russischen Akfakal (Konsularagenten), uns vollen Ersatz für den beiseitegebrachten Stoff zu schaffen.

Eines Tages fiel ich absichtlich aus der Rolle. Der Mann des russischen Akfakal — der andere diente dem englischen —, unser Freund mit dem schwarzen Bart, war während meiner Unterhaltung mit einem unserer vielen türkischen Besucher nicht weniger als dreimal erschienen. Um den Kerl einen Tag wenigstens bei voller Neugier zu erhalten, hatte ich ihn gebeten, uns etwas allein zu lassen. Trotzdem kam er ein viertes Mal. Da war es mit meiner Geduld aus. Ich

fuhr in meine hintere Hosentasche, wo ich, wie er ebenfalls genau wußte, einen kleinen Browning zu tragen pflegte, und fragte ihn ruhig, doch mit immer sich steigender Stimme: was er dazu dächte, wenn jemand seine Religion, seine Brüder und seinen Brotherrn täglich an den russischen Akfakal verrate? Er begriff erst ganz allmählich, aber als ich mein „Hinaus“ donnerte und zur Waffe griff, war er mit einem Satz davon! Er eilte barfuß, Pantoffeln, Umhang und Nähmaschine zurücklassend und laut schreiend, hinweg durch die Halle. Mein türkischer Besucher und ich mußten herzlich über diesen jähen Szenenwechsel lachen. Vergeblich ließ ich den Flüchtling durch seinen englischen Kollegen aufzfordern, sich seinen Lohn abzuholen. Ich mußte das Geld zum Dank für seine „treuen Dienste“ selbst hinschicken. Einige Tage später wurde ich bei einem Ritt durch den Basar besonders devot begrüßt. Wer war es? Des russischen Konsuls Vertrauensmann. Er schien mir der Schreck nicht nachzutragen, vielleicht hatte ihm der Russe ein goldenes Pflaster draufgelegt.

Wir wurden aber nicht nur im Hause beobachtet.

So oft ich ausritt, begegnete ich einem Jnder, der jedesmal zufällig Milch holen kam. Ganz in unserer Nähe hatte sich der indische Arzt des englischen Generalkonsulats in Kaschgär eingemietet. Er war wenige Tage nach unserer Ankunft erschienen, blieb für die Dauer unseres Aufenthalts in Yarkent und kehrte genau mit dem Zeitpunkt unserer Abreise — warum, weiß ich nicht — nach Kaschgär zurück. Meiner höflichen Aufforderung, uns einmal zum See zu besuchen, ist er leider nie nachgekommen. Dagegen traf Köhr häufiger mit dem englischen Konsularagenten

zusammen, einem Manne aus Badshaur (einer Landschaft an der Nordwestgrenze Indiens); und stets war er von sich, er über-
schwengl cher Liebenswürdigkeit. Daß sie nicht nur gemacht
war, zeigte sich darin, wie er mit unserem guten Seyed Ach-
med sprach. Den Auftrag, ihn uns abwendig zu machen,
führte er in Form der Frage aus: ob wir ihn gut be-
handelten? Als Seyed Achmed, den wir seiner guten
kindlichen Art wegen wirklich lieb hatten, ihm Näheres
von uns erzählte, riet er ihm dann doch, ruhig bei uns zu
bleiben.

Den Engländern konnten wir nur aufrichtig dankbar sein,
daß sie uns allen eine Bedeutung andichteten, die uns in
den Augen der Gastwölter außerordentlich hoch stellte und
dadurch zur ungewollten Unterstützung wurde. Wenn die
Engländer in einem Übermaß dieser Hilfsbereitschaft mit
den Ruf eines dämonischen, mit allen Künsten der Hölle
arbeitenden Mörders schufen, so mag der geschmackvolle
Mensch dieses Mittel, unsere Volkstümlichkeit zu steigern,
ein wenig stark finden. Jedenfalls aber war es wirkungsvoll.
Und da ich für die Methode nicht verantwortlich war, durfte
ich sie mir gefallen lassen.

Telegramme, die ihn nicht erreichten

In nächstem Aufundabwandern hatte ich in Parkent
oft überlegt, ob ich nach Kaschgar gehen sollte. Eine
Reihe von Gründen sprach dafür. Einmal lag mir an per-
sönlicher Fühlung mit den wichtigsten Behörden der Pro-
vinz. Ich wollte ihnen Zeit, Weg und Absicht meiner Reise

genau mitteilen, um jeden Vorwand zur Verfügung des
geforderten Schutzes zu nehmen. Ich wollte durch mein
Erscheinen die Verleumdungen widerlegen, die von den
feindlichen Konsuln über meine Persönlichkeit ausgestreut
waren. Dann hielt ich es für meine Aufgabe, das Maß
des feindlichen Druckes auf die Entschlüsse der Chinesen
klarzustellen. Es war mir bekannt geworden, daß in mehreren
Fällen die Russen deutsche und österreichische Flüchtlinge in
der Stadt Kaschgar selbst festgenommen und ungeachtet
aller chinesischen Verwahrungen an die Grenze zurückge-
schleppt hatten. Dort waren die Flüchtlinge verschwunden.
Niemand hatte über ihr Schicksal mehr als grauenvolle
Vermutungen gehört. Ja, die Russen hatten sich nicht ge-
scheut, sechs harmlose türkische Zivilpersonen bis auf den Tag
dumbasch zu verfolgen und kurz vor ihrem Uebertritt über die
afghanische Grenze, noch auf chinesischem Boden, abzufangen.

Von unserer Gesandtschaft in Peking hatte ich auf viele
Telegramme auch nach fünf Wochen eine Antwort nicht er-
halten. Dagegen war mir, trotz unserer immerhin recht guten
Beziehungen, vom Bizefönig in Sinkiang und dem Laotai
von Kaschgar auf meine Schreiben ein mündlicher „Befehl“
zugegangen, nicht nach Kaschgar zu reisen. Endlich wurde
mir die Drohung des russischen und des englischen Konsuls
übermittelt, sie würden mich bestimmt in Kaschgar aufheben.

Erwog ich zu alledem, daß Kaschgar die Hauptstadt des tur-
kistanischen Mohammedanismus ist, und daß es den Chinesen
unter den obwaltenden Verhältnissen nur erwünscht sein
könne, als Herren im eigenen Lande die Wahrheit ihrer Neutra-
lität zu erweisen, so war mein Entschluß gefaßt: ich mußte hin.

Ganz im stillen wurden die Vorbereitungen getroffen. Ein Araber, Abdul Kadr, sollte mir als Dolmetscher, der Afghane Turfen Beg, ein Hüne, als Führer und Josef zur Beaufsichtigung der Pferde dienen. Ein Treffpunkt vor der Stadt wurde verabredet. Abdul Kadr erhielt eine Garnitur Wäsche und die neue Mauser-Pistole. Die Pferde, die ich bis dahin hatte barfuß gehen lassen, wurden sorgfältig beschlagen. Sie hatten sich glänzend erholt und schienen bei täglichem Training wieder schweren Ansprüchen gewachsen. Ungerecht wäre es, hier nicht von den drei braven Tieren zu sprechen, auf denen ich mich, Josef und Abdul Kadr beritten machte. Sie legten die zweihundertsiebzig Kilometer bis Kaschgar, für die man sonst sieben Tage braucht, gleichmäßig frisch in dreiundvierzig Stunden, zwei aufeinanderfolgenden Nächten und einem Tage — meist durch weglosen, schweren Wüsten sand — zurück.

Um die Herren Spione in Yarkent zu täuschen, ritt ich zunächst kreuz und quer durch den Basar, dann zum Tore hinaus und setzte mich erst ziemlich weit vor der Stadt in Arab. Hier sah ich mich verraten, denn bereits nach einer halben Stunde wollte ein Mundschi, der mit mir abgeritten war, zurück, um Meldung zu machen. Ich befahl ihm, vor mir herzureiten. Im Augenblick meiner Zusammenkunft mit den auf verschiedenen Wegen angelangten „Verschwörern“ suchte er wieder zu entweichen, wurde aber von Josef eingeholt und mußte nun bei der Besorgung von Futter uns zur Hand gehen.

Nur wenige Einzelheiten vom Marsch nach Kaschgar: Ein sechsstündiger Arab, meist durch tiefdunkle, von Bäumen beschattete Alleen bis Kötrobad, anderthalb Stunde

Futterpause im todähnlich ausgestorbenen Dorf, gasliche Versorgung durch die lieblichen Töchter des türkischen Dorfältesten. Von Kötrobad ab ununterbrochene Wüste; mitten im Nachtdunkel unversehens drei scharfe Schüsse. Die Chinesen fliehen, ich führe den Anschlagkolben über den Pistolengriff. Turfen Beg hatte auf eine Antilope geschossen. Morgens gegen zehn im stärksten Sonnenbrande Kifyl Kobad erreicht. Mein Fuchs ist stark abgefallen, der Gasthof schwarz von Fliegen, an ein Schlafen nicht zu denken. Um Mittag Pferdegetrappel. Eine Schwadron Chinesen, kürzlich aus Maralbaschi geschickt, trifft ein. Ihr Befehl: mich zurückzubringen, Bitte an mich, mein Vorhaben aufzugeben. Höfliches Bedeuten, daß ein Deutscher nie aufgibt, was er vorhat. Eventualbitte, zu warten, bis ihre Pferde wieder imstande seien, weiterzugehen. Höfliche Mitteilung, daß ich vier Uhr dreißig abreiten würde. Gegen drei Uhr Yängi Hissar in weitem Bogen umritten, trotzdem auf chinesische Späher gestoßen. Zwei Stunden vor der Stadt bei Sonnenaufgang Futterpause. Hier eingeholt von einem Kosaken, den ich energisch ersuchen lasse, sich die nächsten vierundzwanzig Stunden nicht vom Fleck zu rühren, und von einem Mundschi des Umbar von Yängi Hissar, der mich begrüßen und mir zu meinem Unternehmen Glück wünschen soll. Tagsüber mit immer größerer chinesischer Eskorte, herzlich von den Türken bewillkommenet, bewirtet und geleitet nach Kaschgar-Neustadt gelangt. Der Fuchs strammt die Beine, als ob er acht Tage im Stall gestanden hätte. Auch ich habe in der Erwartung der kommenden Dinge jede Müdigkeit vergessen. Der Führer der Chinesen, die sich

von Yüangi Hissar ab mir angeschlossen haben, wohlbeleibte Leute mit großen Hornbrillen und einem Habitus der Bequemlichkeit, wie ihn nur eine fette Provinzialsprüde geben kann, ersucht mich, durch die Neustadt zu reiten. Als ich im Vorbau der Lore bin, tritt mit wildem Geschrei die Wache ins Gewehr. Ich treibe mein Tier durch die Bewaffneten vorwärts. Da läßt der Kommandant das Tor schließen und laden. Warum diese Aufregung? Hat man mich nicht gerade gebeten, diesen Weg zu wählen? Mein Weingdan, mein Sekretär für Spezialangelegenheiten, zankt sich aufs heftigste mit dem Tortorcommandanten, so daß ich beinahe hätte lachen müssen, wäre mir nicht ein Kerl, dem guten Tier ins empfindliche Maul reißend, in die Zügel gefallen. Ein Schlag mit der Gerte auf die Hände, etwas Zügelfreiheit und das Gewicht auf die Hinterhand. Seyed hätte den Kerl im Nu totgeschlagen. Ich fing ihn ein und ritt in kurzem kehrt zum Tor hinaus. Draußen wollte man mich zurückrufen. Ich würdigte die Leute keines Blickes mehr.

Kaum war ich fünfhundert Meter an den Außenmauern entlang geritten, als in wilder Jagd ein, nach dem Lärmen der Pferdehufe zu urteilen, gewaltiger Heerhaufe schreiend hinter uns hergejagt kam. Ich glaubte, es seien die Russen, die sich zunächst mit den Chinesen auseinandersetzen würden. Deshalb sah ich mich gar nicht um und lockerte nur wieder die Maufer im Anschlagskolben. Was auf einmal, heftig gestikulierend, vor mir erschien, waren aber keine Russen, sondern von Erregung fragenhaft verzerrte mongolische Gesichter. Ich steuerte ruhig mein Pferd durch sie vorwärts. Schärfe aber dadurch offenbar nur ihre Wut. Herzerquickend

war es, Turfen Weg zu beobachten. Da er nur einen Revolver besaß, so hatte er in aller Bestimmtheit sich von einem der Chinesen aus Partent Karabiner und Patronengurt erbeten. Den geladenen Karabiner auf den Oberschenkel aufgesetzt, blieb er, ständig nach rechts und links schauend, mir zur Seite. Ein chinesischer Offizier teilte mir auf meine Frage schließlich mit, daß sich der Laotai von Kaschgar in der Neustadt zu meinem Empfange eingefunden habe. So blieb mir nichts übrig, als meinen Plan, direkt nach der Altstadt durchzureiten, aufzugeben. Die Eskorte ordnete sich hinter mir, die Wellen der Erregung glätteten sich etwas, und wohlgeleitet und noch besser bewacht, zog ich diesmal zum Nordtor der Neustadt Kaschgar ein.

Zwischen den Toren kam mir ein prachtvolles Maultier gespannt vor einer echten Mandarinenkarre entgegen. Man erwartete wohl, daß ich absteigen sollte. Ich war aber nach den jüngsten Vorgängen nicht gewillt, meinerseits allein bei der Etikette zu bleiben. Lange rote Visitenkarten in der Hand, traten die Diener des Umbars auf mich zu. Hinter ihnen wälzte sich schließlich ihr diäer Herr aus der Karre. Er lud mich in herzlichster Dringlichkeit ein, sein Gast zu sein. Ich mußte ihm folgen. Der große, von Bogen geteilte, mit Trabanten, Dienern, Soldaten und einem summanden Geräusch erfüllte, matt mit Fackeln und Lampen unter dunklen Bäumen und uralten Vorhallen erleuchtete Hof war mir nach allem Erlebten immer noch ein tiefer Eindruck. In einem kleinen, überhellen Gemach drängten sich Neugierige, insbesondere Offiziere. Ich mochte recht erbittert und verächtlich dreinschauen. Aus dem Gefühl

heraus, mir eine Genugthuung schuldig zu sein, ließ deshalb ein Offizier, der sich mit mir als der Zweithöchste kommandierende vorstellte, seine sämtlichen Offiziere reihenweise antreten und auf Kommando eine Ehrenbezeigung erweisen. Soweit sich der Verkehr in militärischen Formen hielt, kam ich mit meinem fast vergessenen Chinesisch und einem doppelten Dolmetscherdienst vom Persischen ins Tataro-Türkische und vom Tataro-Türkischen ins Chinesische einigermaßen durch. Jetzt aber, wo der diplomatische Teil der Unterhandlungen beginnen sollte, war ich in Verlegenheit.

Da erschien als rettender Engel ein schwedischer Missionar. Seine chinesischen Christen hatten ihm von meiner Ankunft erzählt. Von ihm hörte ich, daß im Schoße des Yamen die stürmischsten Debatten wegen meiner Person geführt worden seien. Der russenfreundliche Militärgouverneur, der Matitai, der Urheber des ganzen Skandals, liege heute im Delirium; deshalb sei eine Lösung meiner Frage noch nicht zu erwarten. Die nun folgende Nacht — sie hub für mich erst nach zwei Uhr an — war nach den Anstrengungen der beiden letzten schlaflosen Tage ein wahres Martyrium für mich. In einem winzigen Raum lagen um eine schnell für mich aufgerichtete Bretterbank nicht weniger als sechzig halbnackte, in der Sommerschwüle stückig dünstende Gestalten, die sich noch dazu durch Geschwäg die ganze Zeit wach hielten. Zu meinen Häupten lag der Kommandant, ein alter Chinese, mit jovial herablassenden Allüren. Da er anscheinend auch nicht schlafen konnte, drehte er die Daumen über dem hochgewölbten nackten Bauch und rülpfte dazu von Zeit zu Zeit so, daß mir fast die Sinne vergangen wären. Am nächsten

Morgen fand ich den Inhalt meiner Taschen, kleine, aber unerseßliche Gegenstände, Nicker, Nagelschere, Zahnbürste und Pasta, die mein ganzes Gepäck ausmachten, entwendet. Der Lichtblick des heißen Tages war der Besuch des schwedischen Missionars. Bleich und mit Schweißtropfen — aber kalt — auf der Stirn, berichtete er mir von einer soeben abgehaltenen Sitzung, wobei der Matitai jedem seiner mit Schaum vor dem Munde herausgestoßenen Sätze den Refrain gegeben habe: „So lasse ich ihn erschießen!“

Die Schar meiner Parteigänger, ausnahmslos alle Zivilmandarinen, hatte dem Wüterich nicht entgegenzutreten gewagt. Zu gut kannten sie sein System. Wie viele ihm Mißliebige, meist wohlhabende Leute, hatte er still wegräumen lassen und sich damit gerechtfertigt, daß sie staatsgefährliche Revolutionäre gewesen seien! Daß er seine Stellung eines Tages verlieren würde, war ihm klar. Deshalb suchte er, sonst ein Feindesfeind, die Freundschaft der Russen, um sich und seine Schätze noch rechtzeitig über Sibirien nach Peking in Sicherheit bringen zu können. Von draußen, hauptsächlich durch die türkischen Drago-
mans, erfuhr ich aber auch, wie die Stimmung des Volkes sei. Die Handlungsweise des Matitai erregte die Gemüther der Türken wie der chinesischen Kaufleute aufs tiefste. Bestärkt wurde die Empörung ihres Rechtsgefühls durch die Furcht, die der englische sowohl wie der russische Generalkonsul an den Tag legten. Der Engländer hatte sich vom Russen Kosaken ausgeborgt. Nur unter den größten Vorsichtsmaßregeln verließen beide die wohlbewehrten Konsulate. Wie stark mußten die Deutschen sein, wenn ein

einzigster von ihnen mit einer Pistole den vereinigten feindlichen Machthabern solchen Schreck einjagen konnte!

Man begann, mit mir zu verhandeln. Meine Bedingungen für die Abreise aus Kaschgär waren: Ritt durch den Basar, Besuch auf der schwedischen Mission, Aufnahme der Verbindung mit Peking, sofortige Ausstellung eines Reisepasses dorthin und meines Geschäftes wegen Rückkehr nach Parfent, von wo aus ich über Maralbaschi abzumarschieren versprach. Bis auf die Rückkehr nach Parfent wurde jede meiner Forderungen mit Freuden zugestanden. Mich aber dahin zu lassen, wo man meine Reserven im Gebirge und die Quellen meiner Kraft in der mohammedanisch-afghanischen Bevölkerung vermutete, das war nicht angängig. Man versprach mir indes, auch dieses Wunsches wegen noch einmal nach Peking zu telegraphieren. Die Antwort von dort auf die von den Chinesen selbst gegebene Anregung, mit einem Paß zu geben, fiel, wie es schien, felsam enttäuschend aus.

Eine Nacht des Spuks

In der Zwischenzeit hatten sich neue Wolken am polischen Horizont Kaschgars zusammengezogen. Sie umschatteten zuerst die fette Stirn meines liebenswürdig besorgten Gastgeber, desselben alten Chinesen, der mir so freundlich am Tor entgegengefahren war. Sie zeigten sich in einer Unruhe, die bald auf die ganze Dienerschaft des Palastes übergrieff, in den bedauernd neugierigen oder auch hämischen Blicken der Wachen und kam schließlich darin zum Ausdruck, daß meine beiden Leute, Josef und Tursen Beg, wie von der

Bildfläche verschwunden waren. Heftige Kämpfe mußten im Gange sein. Ich hatte gerade den Befehl an Köhr gesandt, sich reisefertig zu machen, und erwartete die mir für den Nachmittag zusagende Antwort auf meine Forderungen, als mir, echt chineesisch, erklärt wurde, man wolle mich ja durch den Basar geleiten, ich müßte aber in einer geschlossenen chineesischen Pekingkarre fahren. Dies war gegen alle Verabredung. Ich bestand darauf, auf meinem eigenen Pferde zu reiten. Die Form des Einmandes hatte mir schon gezeigt, daß auf der anderen Seite kein ehrliches Spiel getrieben wurde. So blieb ich in meinem Gefängnis.

Die unfassbare Erregung im Palaste nahm merklich zu. Ich spürte jeden Herzschlag des großen, unheimlichen Organismus, während ich mit verhältlichem Gesicht auf dem grellfarbigen Kaschgarteppich meines Ranges lag. Totenstille unter den Blättern des sonnenbedrückten Gartens, in den weiten, dumpfen Hallen, den kleinen, mit Papier verklebten Zimmern. In früher Jugend sah ich einmal ein Stück von Maeterlinck. Dort wurde die dramatische Spannung des einzigen Aktes ihrem Höhepunkt dadurch zugeführt, daß aus der Ferne das Raunen einer Volksmenge, die eine tote in ein ahnungslos friedliches Heim tragen will, sich unabweidbar nähert. So kam auch hier ein Zischeln und Raunen über die Gänge, durch die ovalen Portale, von einem der im Garten ausgelegten Trittsleine zum anderen, bis es sich um mein kleines Gemach und in dessen Vorzimmer sammelte. Es war, als ob eine Lunte allen sichtbar zum Pulverfaß herunterbrenne. Ich selbst fühlte mich inhaltslos, tieftraurig und doch gleichgültig.

Ein fester Schritt auf den Platten! Er scheint die Lunte ausgetreten zu haben. Der atmosphärischen Spannung ist ein Fenster geöffnet. Mein Name wird gerufen. Am liebsten wäre ich liegengeblieben wie ein Kind, wenn es sich nicht mehr zu helfen weiß. Aber ich bin nun kein Kind mehr. Wie ich mich erhebe, tritt schon der schwedische Missionar ein. Er hat seine Frau und einen Diener mitgebracht. Alle erscheinen sie von meinem Schicksal tiefer erschüttert, als ich es selbst bin und mir erklären kann. Das mitgebrachte Mahl wird zu einem rechten Liebesmahl. Noch lange bleibt mein Freund bei mir und verspricht mir in immer noch unerklärter Bewegung, auch die Nacht noch einmal zu kommen. Irgend etwas war im Werke. Zwar sind meine Leute, die den Nachmittag über eingesperrt waren, plötzlich wieder freigelassen worden. Aber der ganze kleine Raum, in dem ich hause, füllt sich mit mir unbekanntem Offiziersgesichtern, die irgend einen noch unausgeführten Auftrag auszudrücken scheinen.

Des Nachts kommen meine chinesischen Freunde zu mir hinaus in den Garten, wo ich mir auf zwei Blöcken und darüber gelegten Brettern eine Lagerstatt bereiten durfte. Mit rührender Geste fassen sie sich an die Wangen, zum Zeichen, wie sehr sie sich der Handlung ihrer eigenen Landsleute und der Schwäche, nicht frei handeln zu dürfen, schämen. Was geht da vor? Ich will nicht daran denken. Ich will es nicht als Mann, denn ich kann es nicht hindern. Der ganze Garten ist von Soldaten besetzt, sie legen sich auch nicht schlafen, das Gesumm ihrer Stimmen geht die ganze Nacht durch. Nicht einmal mein Kommandant wagt, mit dem gewohnten Rülpsen die Schwere der Stimmung zu erleichtern.

Atemlos kommt Josef zu mir. Man hat uns alle Waffen weggenommen. Einen Augenblick überlege ich, ob ich sie nicht den Offizieren — denn das war ihr Auftrag gewesen — noch abjage. Sie sind schon weg. Nur nicht anderen die eigene Dhmacht zeigen. Ich tröste den guten Josef und mache weiter.

Die Tagessonne schien alles wieder in Ordnung gebracht zu haben, wenigstens im Palaste. Die Wachen waren auf ihre übliche Stärke zurückgegangen. Das Gesicht des uralten, zerbrechlich dünnen Obersten, der mich zu einem — meinem letzten — Frühstück abholte, war ganz entlastet, das meines behäbigen Wirtes bis auf einen Reflex meiner eigenen düsteren Stimmung strahlend. Was ich schon wußte und zu sagen auf der Zunge hatte, teilte ich ihnen mit; daß ich gleichen Tages nach Peking abreisen würde. Von meinen Freunden hörte ich, sie wollten mich nicht im Stich lassen. Jede nur denkbare Ehre sollte mir erwiesen werden, und um die Freude, sich mit mir photographieren zu lassen, sollte ich sie auch nicht bringen. Ein reges Leben durchwogte plötzlich die weiten Vorhöfe des ehrwürdigen Yamen; Wachen zogen auf, Karren wurden instand gesetzt, Maultiere geschirrt, Gepäck verschnürt. Ein buntes, staubüberpudertes, von der farbigen alten Sonne Turkestans warm gemaltes lebendiges Bild! Tausend Komplimente von allen Seiten, dann bringt mich ein Sprung rückwärts in die Polster der Pekingkarre, mit freundlicher Überlegenheit verstaubt der alte chinesische Kutscher meine herausragenden Beine, die Maultiere ziehen an, die Tore öffnen sich, der Zug ordnet sich, und mit Bannern und Fanfaren geht es, fast ebenso laut, wie ich einzugezogen war, rasselnd über die ausgefahrenen Quaders

keine der alten Neustadt. Nur durch die Glasscheibe in meinem Vorhange kann ich die Bevölkerung sehen, die stannend-schüchtern mit den Augen nach den Deutschen sucht. Wir bleiben ihnen aber verborgen. Selbst Josef ist feierlich in eine Karre gesetzt worden, und es ist gut so, denn so bleibt ihnen die Erinnerung einer Macht und Bedeutung — die Enttäuschung meines jugendlichen Anblicks bleibt ihnen erspart. Das freut mich besonders für einen alten Mollah, der drei Tage und drei Nächte vor den Thoren des Yamen saß, nur um einen Blick auf uns zu werfen. Vor der Stadt hielten meine Freunde noch einen kurzen Abschied. Dann mahnten die Karren durch den tiefen Sand weiter.

Fast drei Monate darauf erhielt ich eine Erklärung der spukhaften Wechselbilder. In der Nachstimmung seines Alkoholdeliriums hatte der Matitai meine regelrechte Erschießung angeordnet. Dagegen bäumte sich die Stimmung des Volks und der Beamten. Sie hatte ihn dann veranlaßt, von einem offenen Akt, für den er sich vergeblich durch die Tortur meines armen Dolmetschers Abdul Kadr die Grundlage zu schaffen versucht hatte, abzusehen. Sein Plan war nunmehr gewesen, sich der bislang selbst von den verbrecherischsten Machthabern geachteten Hausgewalt im Yamen des höchsten Zivilmandarinen von Kaschgarn-Neustadt, meines Gastgebers, zu bemächtigen. Solange mein Freund im eigenen Hause blieb, war dies unmöglich. Der Matitai ließ ihn deshalb zu sich laden, um den schüchternen Greis mit geladenem Gewehr zur Herausgabe meiner Person zu zwingen. Währenddessen schickte er selbst seine Leute in das Zivil-Yamen; die meinen, Josef und Eursen Beg, ließ er dort

ein-sperrten. Meine Partei war indes nicht mächtig gewesen. Durch ihre Spione im Yamen des Militärgouverneurs hatte sie von den Vorbereitungen seines Anschlags Kenntnis bekommen. Sofort hatte mein alter Wirt einen eilenden Boren an seinen Spezialkollegen in Kaschgarn-Neustadt mit der Bitte geschickt, unverzüglich seine Vertretung und damit die Obhut des verwaisten Yamen zu übernehmen. Er persönlich hatte sich nach chinesischer Etikette der Einladung zu dem ranghöheren Militärgouverneur nicht entziehen können. Als gerade der Matitai ihn in seinem Palaste mit der Feuerwaffe bedrohte, erklangen vorm Thor der Stadt die Trommpetenstöße und kurz danach an der Yamenspforte die Böllersalven, die das Eintreffen eines hohen Beamten anzeigen. Sofort hatte er das Regiment im Palaste übernommen, und eine seiner ersten Amtshandlungen war, daß er gegen das Vorgehen der Soldaten und gegen die Verhaftung meiner Begleiter sich zur Wehr setzte. Aber auch der Matitai war noch nicht am Ende seiner Auskunftsmittel. Er hatte befohlen, mich ohne weiteres in meinem Zimmer um die Ecke bringen zu lassen und dann zu verbreiten, ich sei bei einem Fluchtversuch von übereifrigen Soldaten versehentlich erschossen worden. In dem Augenblick nun, wo dieser Anschlag ausgeführt werden sollte, kamen durch eine Fügung des Schicksals der Missionar und seine Frau. Im Angesicht eines so einflussreichen Mannes, dessen Stimme nicht zum Schweigen gebracht werden konnte, mußte der ganze Mordplan entfallen. Zu noch größerer Sicherheit gaben die Zivilmandarinen mir einen Delegierten und eine Anzahl ihrer eigenen Willigen mit.

Wie anders wäre es in Kaschggar gewesen, wenn der Reichsadler mich hätte schirmen können! Warum konnte er es nicht?

Einhundertdreißig Tage durch die Wüsten Chinas

Von all der Mühsal, wie jeder einzelne dieser Tage sie brachte, kann ich heute noch nicht reden. So viele bumpy Gedanken, wie sie dabei in ununterbrochener Wiederholung des Hirns sich bemächtigten, soll man anderen nicht vortragen wollen. Und dann — ich würde daran verzweifeln, einen hinreichenden Begriff von einhundertdreißigmal zehn- bis zwölfstündigen Marschen geben zu können. Acht Tage schreitet man ja, von Hitze oder Kälte getrieben, freudig fürbaß. Vier Wochen kann man es, mit einem Ziel vor Augen, noch gut aushalten. Selbst zwei Monate wären noch keine Leistung. Aber dann auch noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt zu haben, täglich weiter mit wunden Füßen, zerrissenen Händen, klappernden Sohlen, verschliffenen Kleidern, ohne etwas Rechtes im Magen, mar- schieren und frieren, frieren und wieder marschieren zu müssen, auch des Nachts keine Ruhe zu finden und nur immer mit wunder Seele an einer ungelösten Rechnung zu rechnen, das darf man nicht vorher schon einmal durchgemacht haben, wenn man der sprungbereiten, gierig lauernden Verzweiflung entgehen will.

Das einzige Lebenerhaltende bei einem solchen Marsch ist der unablässige Kampf, den man zu führen hat — mit Menschen in erster Linie. Und da kann ich wiederum meinen

Feinden nicht dankbar genug sein, daß sie es bei den geogra- phischen Schwierigkeiten nicht bewenden ließen, sondern mich, wo es ging, verfolgten, mir die Verbindungen abschnitten, durchaus meines getreuen Inders Seyed Achmed habhaft zu werden versuchten und durch die im allgemeinen sehr entgegenkommenden Behörden mir jedes nur erdenkbare Hindernis in den Weg zu legen unternahmen. Genau wie in Yarkent und in Kaschggar erreichten sie das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung.

Zunächst hatten unsere Feinde wieder verbreitet, es kämen gefährliche Menschen, vor denen man sich ganz be- sonders in acht nehmen müsse. Alles war nun gespannt, uns zu sehen. Gegenüber dem Mythos von unserer Furch- barkeit konnten wir leider nur angenehm enttäuschen. Der Ruf, der uns vorausgeschickt wurde, veranlaßte die chinesischen Beamten, nach dem Befehle ihres Vizekönigs uns um so tadelloser jede Ehre zu zollen. Auf die meisten Mohammedaner wirkte ein Tadel oder eine Warnung von englisch-russischer Seite wie das höchste Lob für uns. Die Folge war, daß die Bevölkerung zusammenströmte, und daß der Kubelturs fiel. Ja, weil wir für so gefährlich galten, versorgten uns die chinesischen Behörden, aus einem guten Teil Wohlwollen und vielleicht auch dem Bestreben, ver- gangenes Unrecht so gut wie möglich auszugleichen, während der Reise ziemlich regelmäßig aufs gastlichste. Ich hatte mich zur Wahrung größerer Bewegungsfreiheit von Anfang an gegen solche Obhut gestraußt. Darin aber hatten gerade die Chinesen einen verdächtigen Umstand gesehen und deshalb durch Stellung alles dessen, was ich für Leute und Tiere

nötig hatte, mich von der Bevölkerung fernzuhalten gesucht. Einestheils mißlang diese Absperrung; dann jedoch lernten wir im Verkehr mit den Würdenträgern manchen Mann von Wert kennen. Kurz, die Reise durch China war — ich darf dies sagen, weil es nicht mein persönliches Verdienst ist — ein ungeahnter Erfolg für die deutsche Sache. Und nicht nur Kührs imponierende Größe, Jos. fs täglich frisch gewichster Schnurrbart, der den Chinesen täglich neues Erstaunen einflößte, nicht nur Seyed Achmeds schwarze Zurückhaltung und unserer angenommenen chinesischen Diener Rodomontaden wirkten. Mehr fast als die Reihe erstaunlicher fremder Figuren interessierten die Chinesen unsere ausländischen Tiere. Die Pferde schienen ihnen viel zu groß, die Maultiere wieder zu klein. Stundenweit kamen die Leute angelaufen, die von unseren arabischen oder afghanischen Hengsten gehört hatten. Vor den seltenen Dörfern und Städten, in die wir häufig erst nach zehntägigen Wüstenmärschen kamen, stieg die ganze kleine Schar in den Sattel. Die Dürftigkeiten des Anzugs, die Leere des Magens, die Abgekehrtheit der Wangen, alles wurde durch stramme Haltung ersetzt. Wir ritten vor den großen Pforten vor. Gaffend sammelte sich das Volk, seine Bemerkungen über die menschlichen und sonstigen Wundertiere auszutauschen. „Was mag das wohl sein?“ höre ich einen „Laoye“, einen alten Herrn, vor mir sagen, „doch sicher kein Pferd. Es ist wahrscheinlich ein Maultier,“ meint er zu meinem Hengst. „Aber geehrter alter Herr,“ mische ich mich in das Gespräch, „das ist doch kein loadse (Maultier), das ist ein la-ludze (Esel), so von den fremdländischen, weißt du.“

Stehend blickte die ganze Gesellschaft auf, um in meinen Augen die Bestätigung dieser erstaunlichen Mitteilung zu lesen. Bis ich sie überzeugt habe, bleibe ich ernst, dann aber lache ich los, und im Chor freut sich alles des gelungenen Scherzes. Man ist anspruchlos in China. Der, der lange dort reist, wird es auch — und das ist gut so!

Unter hundertdreißig Tagen einer! Vom bleichen Mondlicht kalt übergossen, liegt inmitten der Wüstenöde das kleine, aus Lehm gepappte Kasthaus. Es mag große Tage gesehen haben, als der seit den alten Dynastien bis in die letzten Jahrzehnte der Mandschus Tag und Nacht betriebene, nach der Uhr geregelte Dienst reitender Boten von einem Meilenfanal zum anderen und einer Kaststätte zur nächsten die weiten Grenzen des Reiches verband. Gar wundersame Geschichten erzählen sich die Chinesen von den Zeiten, in denen diese Entfernungen durchmessen wurden. Und jedesmal, wenn einem, an der Zahl der „Li“, der halben Wegstunden, gemessen, die Etappe merkwürdig lang vorkam, hörte man von dem Reiter, der trotz gewissenhaftester Anstrengung die vorgeschriebene Zeit von dreieinhalb Stunden für siebzig Li nicht einhalten konnte und deshalb, den strengen Regeln der Postdienstordnung entsprechend, enthauptet wurde. Wie man nach seinem Tode die Strecke nachmaß, stellte sich heraus, daß sie wirklich beinahe neunzig Li statt der all gemein üblichen siebzig betrug. Der messende Beamte hatte, als er die Strecke abnahm, beim Hinunterreiten in entgegengesetzter Richtung das trügerische Stundenmaß angelegt. Heute hat der einst glänzende kaiserliche Postdienst längst aufgehört. Das republikanische China hat dafür eine

Briefbestellung durch Kulis eingerichtet. Mit zwei Paketchen, einem Bildchen und der Laterne an der Tragstange eilt der Postläufer, durch abgestufte Laufsprünge angefordert, von Kaschgär und den fernen Städten an der tibetanischen Grenze bis zu den Bahnen, an denen die Riesenstädte Chinas liegen. Niemand wird sich über Langsamkeit unserer Feldpost beklagen, wenn er hört, daß ein Brief von Kaschgär bis Peking nicht weniger als vierundsechzig Tage braucht.

Doch zurück zu unserem verlassenem Masthause. Alles schlummert so tief, wie es die Nachtkälte zuläßt. In meinen leichten Träumen kündet mir ein Nohren und Schnauben, daß Mirmast gleich einen Marmtschrei loslassen wird. Und wirklich. Ein Löwengebrüll durchhallt die feierliche Nacht. Ein dumpfes Schlagen und Beissen zeigt an, daß das Gesecht in schönstem Gange ist. Ich rufe Josef, weil er den Pferden am nächsten schläft und auch dafür etwas gestraft werden soll, daß er die Tiere nicht sorgfältig genug festgemacht hat. Ich rufe nach Nohr, weil er jünger ist und ich bisher Nacht für Nacht, meist sogar mehrfach, aufstehen und nicht ganz ohne einige Gefahr die kämpfenden Hengste auseinanderbringen mußte. Nichts rührt sich — und doch müßte die Nacht der Schallwellen aus Mirmasts gewaltiger Lunge auch sie wachgerüttelt haben. Es hilft nichts; ich muß mich aus meinen Hüllen herauswickeln und mit einem langen Stock Ordnung schaffen. Im Hemd, bei zehn bis zwölf Grad jage ich den Hengst, der einen zornigen Schnarchton ausstößt, vor mir her, bis ich ihn in eine Ecke treibe, wo er sich willig fangen läßt. Die Uhr zeigt eins! Um zwei Uhr soll Futter aufgeschüttet werden; bis dahin werde ich gar nicht wieder warm werden.

Um zwei Uhr herum wird mir gerade wohl'ig zumute. Wies der schreie ich nach Josef. Der schläft, den Schlaf nicht nur des Gerechten, sondern auch des gänzlich Erschöpften. Seit hundert Tagen haben wir nichts Ordentliches zu essen bekommen, seit zwei Jahren keine europäische Nahrung, auf die unser Körper nun einmal eingestellt ist. Von hundert Tagen sind wir siebzig, dauernd und ohne aufzusitzen, mar, schiert. Dann war es uns in unserer dünnen, zerklüfteten Sommerkleidung so kalt geworden, daß es im Sattel ganz unerträglich war. Auch die armen Tiere hatte der Nachtfrost hart angegriffen. Kein Wunder, wenn Josef mit zerrissenen Händen, müden Gliedern, leerem Magen und leerem Herzen nicht mehr die Willenskraft besaß, den allein noch lebenspendenden Schlaf einer kalten Mondnacht zu unterbrechen.

Aber endlich kriegte ich ihn dennoch hoch. Er zündete seine Kerze an, dann ging es ans Werk. Gegen drei Uhr begann die wirkliche Arbeit. Einzeln wurden die Tiere aus ihren Decken gewickelt, die Maultiere der schweren, aber warmen Pallans, der Packsättel, entledigt. Die Bündel mußten geschnürt, mit dem Wirt mußte verhandelt, gekocht, das Geschirr gereinigt und kunstgerecht aufgeladen werden. Trotz aller Anstrengungen gelingt es nicht, die Leute vor halb sechs Uhr zum Tor hinauszutreiben. Und nun kommt der Tagesmarsch! Ich an der Spitze schreite schnell aus, suche den besten Weg zu finden und die Karawane gewissermaßen als Schrittmacher hinter mir herzuführen. Nohr treibt Tiere und Leute von hinten. Mit Schelten und auch mit wohlgezielten Steinwürfen bringt er die Maultiere, die hier und da in der Hede nach spärlichen Grasbüscheln haschen, vorwärts.

Es geht es weiter und weiter, ohne daß wir auch nur einer Menschenseele begegnen. Denn alles Land ist wüst. Die Bewässerungsanlagen sind zerfallen, die Städte ausgestorben wie Ruinen. In manchen Tagen allerdings ist der Verkehr lebhafter. Dann sieht man türkische Kaufleute mit ihren Packtieren, ab und zu chinesische Beamte auf einer Dienstreife, arme chinesische Saisonarbeiter, die aus der Heimat in das an Menschenkräften ärmere Kolonialland wandern, manchmal auch einen Zug Heiratslustiger. Sie haben gehört, daß in dem oder jenem Städtchen die Frauen schön und billig sind. Dann machen sie sich mit einem kleinen Kaufgeld und einem ledigen Esel oder Maultier auf, die noch unbekannte Liebste einzuholen.

Mittag kommt, und der Hunger nagt. Manchmal hatten wir noch ein Stück Brot übrig, manchmal konnte man von einem Händler eine der vielartigen chinesischen Bäckereien, so aus Persimonenmus oder Weizenmehl mit Hagebutten- oder Schweinefett gesottene Kringle oder auch graue Hafertuchen, erstehen. Häufig aber gab es gar nichts! Es war auch nicht allzuschwer, die zwölf Stunden bis zum Abend durchzuhalten. Bei der Abstumpfung aller Empfindungen, bei der großen Müdigkeit, die uns täglich mehr angriff, trat hinter dem unerfüllbaren Wunsch nach Ruhe selbst der Hunger zurück.

Endlich gegen sechs Uhr winkt das Tagesziel. Ich reite schneller voraus. Ein chinesisches Städtchen. Von Mauern umgeben, die für seine Masse viel zu groß sind. Da sie kaum auf Zuwachs berechnet sein können, wirken sie wie ein trauriges Zeichen einflussiger Blüte. Jetzt heißt es aufpassen,

die Tiere zusammenstellen, sich selbst zusammennehmen! In der Stadt suche ich nach einer Herberge. Sie alle sind gleich zerfallen, gleich schlecht und gleich von Ungeziefer verseucht. Wenn nur genügend Platz ist, die Tiere unterzubringen. Endlich ist etwas Mögliches gefunden, der Boden wird gefegt, das eigene Tier abgeseilt und in der nahen Gartküche eine „mienpiense“ (Wassernudelsuppe), das volkstümlichste Reisgericht in China, bestellt. Kaum sind die letzten Vorbereitungen getroffen, da späht schon das erste Maultier in den Hof, ob es wohl hier richtig ist. Mit Freuden sieht es den Fuchs stehen und passiert durch die enge Pforte ein. Nun heißt es schnell die Stricke lösen und die Lasten herunternehmen; denn das erste, worauf die Tiere unerbittlich Anspruch erheben, ist ein sofortiges Sandbad. Erleichtert man es ihnen nicht, so wird man an den Lasten gestraft und hat seine schwere Mühe, die zerrissenen Sättel und zerbeulten Kochgefäße wieder in Ordnung zu bringen. Fünf Minuten lang darf alles wohligh, sich auf dem Rücken drehend und mit den Beinen im Staube wühlend, den klebenden Schweiß ablösen. Dann kommt das Futter.

Zum Abend gab es für uns nur eine Variante. Entweder waren wir von den sehr höflichen chinesischen Beamten eingeladen — dann übernahmen sie in gasslicher Weise die Futterbesorgung, wir aber mußten ihnen nicht nur von draußen und vom Wege erzählen, sondern auch tüchtig mit heißem Reiswein Bescheid tun — oder aber, häufig war uns das lieber, wir mußten in einem einsamen, weltverlassenen Ortchen mit Geld und guten oder bösen Worten das nötige Futter für unsere Tiere zusammenkaufen. Die achte Tages-

stunde erlebten wir meistens nicht. Nicht Uhr entsprach bei unserer damaligen Lebensweise der Mitternacht.

Bei flackernder Kerze im Freien oder in einem zugigen, halbzerberöckelten Lehmgemäuer schrieb ich mein Tagebuch, machte meine Routenaufzeichnungen und fragte von Zeit zu Zeit den nach ausführlichen Vorbereitungen in seinem Schafpelz verschwundenen Köhr, wie weit der Zeiger von Mitternacht entfernt sei. Dann ein Wetzpusten nach der auf einem Strohalm gezogenen, an die Wand geklebten chinesischen Kerze und ein — nicht ganz sorgenlösender, aber stärkender Schlaf, bis in Gestalt unseres lieben Brüllöwen die rauhe, rücksichtslose Außenwelt sich wieder meldete.

Der umgekehrte Robinson

Weihnachtsabend

Das Ziel tages, wochen- und monatelangen Wünschens, Hoffens und Sehnsens war erreicht. Die erste Bahnbrücke wölbte sich in der Ferne. Durch den kleinen Ort wogte das Leben einer Welt, von der wir so lange ausgeschlossen gewesen waren. Die arme Diwaneh, die sich schon so gestreut hatte, rasten zu dürfen, mußte noch einmal hergeben, was sie konnte, als ich am späten Nachmittag des 24. Dezember 1916 in froher Erwartung einer christlichen Aufnahme und einiger Weihnachtsstimmung der Station *Wien tsche* zwelte.

Es dunkelte. Der vor uns sich gerade hinziehende Bahndamm zeigte sich nur noch als finsterner Streifen und verschwand nun ganz. Heulend ließ sich meine kleine „Bahnsinnige“ vorwärtstreiben, nur dann beruhigt, wenn ihre Schwester mit meinem Gepäc hinterher galoppiert kam. Die Nacht brach in voller Dunkelheit herein, und doch waren es immer noch fünf und zwanzig Li. Merkwürdigerweise nahm der Verkehr zu. Vielleicht war ein Zug eingetroffen; nein, das konnte kaum sein. Wohl aber drängten sich Kamelkarawanen. Die braven Tiere vermochten trotz aller ihnen eigenen scheuen Höflichkeit nicht auszuweichen, strichen mit ihren Lasten an die dräuenden Hohlwegwände und rissen sich den Nasenriemen ab. Noch durch eine tiefe Schlucht, die sich in der schwarzen Nacht dem Auge gründlos aufst, dann leuchteten kleine chinesische Hütten und die Lichter der Bahn. Mir ist wie in Kindertagen, wenn ich bei

nächstlicher Ankunft von längerer Reise die Signallaternen des Anhalter Bahnhof erblickte. Ich erkundige mich nach Fu Piuntang, der Missionsstation. Sie soll gar nicht fern sein. Aber, meinen die Leute, ich würde heut, da die Christen etwas Besonderes vorhätten, wohl kaum Einlaß finden.

So war es denn auch. Auf all mein Klopfen erschien niemand. Nur meine Eskorte, die in der Nacht zurückgeblieben war, traf ein und verstärkte die kleine Schar der Müßigen um mich. Schließlich schien mein immer stürmischeres Werben um Öffnen der Thür doch gehört zu werden. Stimmen wurden laut, verhaltene Schritte schärften und verzweigten sich, bis das innere Holzschloß vom Rütteln gelockert war und uns den Weg freigab. Wir standen vor einem alten Chinesen, dem Pförtner. Der Herr sei in einer großen Versammlung und unabhörmlich, aber die Frau sei zu Haus, erfuhr ich von ihm. Nun hörte ich eine Zeilang vor dem Gemeindehaus einem Lichtbildervortrag über Christi Leidensgang zu; dann drang ich darauf, mich zur Frau führen zu lassen. Es war eine jüngere Dame mit schneeweißem Haar und Zwickel, in häuslicher Tracht, eine Schwedin. Sie erzählte mir, daß Gäste von ihrem kühnen Kollegen aufgenommen würden, daß ich aber zu einem Reisbrot willkommen sei, falls ich bei Ringbergs nichts mehr vorfände.

Von meinen besorgten Leuten und einem selbstsicheren Christen begleitet, zog ich zur anderen Station weiter. Es war bitterkalt, der Wind segte an den halbzerfallenen Mauern entlang. Wie würde das Ehepaar Ringberg spät am Heiligen Abend den Fremden aufnehmen? Ich pochte,

mein Manier hinter mir am Zügel. Als der Missionar hörte, daß ein Europäer da sei, erschien er selbst mit einem Windlicht, lud mich freudig ein, näher zu treten, half mir den Sattel abschnüren und für die in einem nahen Wirtshaus einzustellenden Maultiere sorgen. Erst als ich selig in einem warmen, erleuchteten Zimmer saß, merkte ich, wie matt, ausgezehrt, durchgefroren, mager und zusammengesunken ich war. Und doch so überglücklich, wieder an der Bahn zu sein, mich geborgen zu fühlen, nicht mehr für die Tiere sorgen zu müssen und anderen Kräften meine Weiterbeförderung anvertrauen zu können.

Heiliger Abend! Den letzten hatte ich zu Kabul in stummer, gedrückter Betrachtung verbracht, den vorletzten — 1914 — bei der Dismarce in Feldscheur 148, wo mir die unglaublichscheinende Kunde meiner Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse gekommen war. Jetzt saß ich unter Menschen, die meine Stimmung verstehen konnten, ich war dem windumpfiffenen chinesischen Wirtshaus hoffentlich für immer entronnen.

Draußen Bewegung. Wer konnte gekommen sein? Der Hausherr mit zwei chinesischen Herren; der eine, Li, mein besorgter „Waijuan“ (militärischer Begleiter), der mir schleunigst mit einem Extrazuge nachgeeilt war, als er durch das Straßengewimmel nicht folgen konnte. Beruhigt zog er nach einiger Zeit mit der Versicherung von bannen, daß ich rechtzeitig den nächsten Tag am Bahnhof sein würde. Gegen zehn Uhr wurde ich durch die Außenhäse nach einem kleinen, kahlen Eßzimmer geführt. Hier stärkte mich, der seit Monaten vom Esminimum gelebt hatte, der Anblick

von Tischstuch und Teller gleichermaßen. Mit einigen Liedern, darunter „Ein feste Burg ist unser Gott“, das die Frau des Hauses einfach und schön begleitete, schloß der Abend.

Seit Kabul bezog ich mein erstes Bett! O Wonne der primitiven Genüsse, wie gut, daß sie den Wohlhabenden unbekannt ist! Vor Aufregung schlief ich nur schlecht, ruhte aber, bis es durch die Papierscheiben dämmerte. Herr Ringberg war schon auf, sich um mein Bad zu bemühen. Ohne an sein „Gesicht“ zu denken, das anscheinend ein wahrer Christ in China nicht so leicht verlieren kann, schleppte er Wasser und Wanne herbei. Ich war inzwischen durch den klaren Wintermorgen spaziert, hatte mir das Haus und die Anzahl darin wohnender christlicher Frauen und Kinder angesehen; schließlich war ich vor der Wanne gelandet.

Dann ging es zum Weihnachtessen bei Herrn Weinhoff, dem schwedischen Landsmann der Ringbergs, in dessen Haus ich abends vorher eingefallen war. Kinder, Frauen, ein warmes Zimmer, der Gastgeber ein frischer, franter, kluger, sogar geistreicher Mann — konnte ich mir bessere Festumstände wünschen? Diese prachtvolle Missionargestalt gab den unmittelbaren Eindruck einer wahren Persönlichkeit, die stark und mutig genug ist, ihrem Ideale zu leben, und das durch Berufswahl, Kleidung, Urteil und Wort gleichermaßen zum Ausdruck bringt. In einer Viertelstunde faßte man zu ihm mehr Vertrauen als zu intellektuell ihm Gleichstehenden in Jahren. Wir unterhielten uns bei dem mir unendlich reich erscheinenden Tisch bis nahe zur Abgangsstunde des Zuges, an die trotz aller Gaslichkeit die weißhaarige junge Frau erinnern mußte.

Wieder in einer Bahn

Dann wanderten wir drei dem Bahnhof zu. Pferde und Diener warteten schon in dem eifigen Wind, der die warm dreinblickenden Sonnenstrahlen über unseren Köpfen abzuschneiden schien. Der Baijwan besorgte die Karten für Menschen und Tiere. Die Bahnhofswache trat an, der Zug fuhr ein. Aus dem Fenster des einzigen Wagens zweiter Klasse schaute meine Abholungskommission. Ich verlud zuerst die Tiere, die sich höchst vernünftig benahmen. Meine Traglast wurde in einem der offenen Wagen einem zuverlässigen Mitreisenden als Sitzgelegenheit und zur Bewachung anvertraut. Dann Vorstellung des Orts Schenguan. Ich schreite die Front der inzwischen als Ehrenkompagnie formierten Wache ab. Schnell noch ein eifriger Wechsel von Visitenkarten, an dem sich die Schweden nicht ungern beteiligten. Dann zog das Zügle an, die Wache präsentierte unter Trompetentusch, und ich konnte mich in dem kalten, engen und schmutzigen Abteil, fest zwischen die wartarten Möcke meiner Nachbarn gefeilt, ganz dem unendlichen Genuß der wirkungsvollen Fortbewegung ohne den Verbrauch eigener Kräfte hingeben.

Abends sollten wir in Honan sein. Wir waren es auch. Ehe wir es uns versahen, belebte sich die vom Zuge aus ziemlich trist erscheinende Gegend. Schornsteine wurden sichtbar, wir standen vor dem neuen Bahnhof der alten Stadt. Aelia Potsdamer Platz oder Trafalgar Square dürfte auf ein ländliches Gemüt einen so sinn- und nervenzetäubenden Eindruck machen wie dieser chinesische Provinz

Bahnhof auf uns wandernde Europäer. Kennen, Schreien, Parlamentieren, Meissen, Kämpfen und Werben der betrieb-samen chinesischen Hotelagenten. Wir wählten ein ganz modernes, erstklassiges Hotel in der Nähe der Bahn. Schildere ich sie, oder schildere ich sie nicht, die erleuchteten Seitenhallen, aus denen das Geschrei der zehenden Spieler und Freudenmädchen erkante, den Wirt, der fest und gravitätisch den Speisentisch des Abends zusammenstellte, die Musik, das gedämpfte Lachen und die Sonderart vieler anderer Stimmungswerte, die ich mir nicht zurückzugeben wage, um nicht der Lockung des Verweilens zu unterliegen?

In aller Morgenfröhe ging es herunter vom kalten Bettgestell. Die Sachen wurden zusammengepackt und nach Verteilung von Trinkgeldern an die Ehrenwachen unter großem Vortritt der Weg durchs Dunkle gesucht. Auf dem Bahnhof das überwältigende, aber nie brutale Gedränge der chinesischen Volksmenge, die bunten Laternen der Hotelrenner, der Nachwind, der eilig schneidend den nachwarmen Wartenden überfällt. Die Tiere ließen sich wieder brav in ihre Wagen führen, als ob sie stets mit der Bahn gereist seien.

Von Mien-tschou nach Tschentschou begleiteten mich die Leute des Generalgouvernements von Kalfong, dann fuhr ich mit ihrem Zuge zurück. Nur der Waijnan Li blieb. Ich schleifte ihn stierend durch die Straßen des Städtchens, das alle Anzeichen einer schnellen Entwicklung trug und mich damals amerikanisch amustete. Jetzt, nachdem ich in Amerika gewesen bin, halte ich jenen für die Chinesen tränkenden Vergleich nicht aufrecht. Der moderne Chinese bestigt, trotz dem er seine uralte Geschmackssicherheit fast verloren hat,

doch noch unendlich mehr ästhetischen Sinn als der Amerikaner. Ich würde mich in Tschentschou wohler fühlen als in einer aufstrebenden Stadt des amerikanischen Ostens.

Unser Zug hatte fünf Stunden Verspätung. Irgendwo war er in zwei Teile zerrissen und mußte sich erst wieder zusammenfinden. So bargen wir uns wieder hinter den schützenden Hotelmauern. Mit dem ewig warmen Teewasser wurde eine kräftige Schokolade bereitet, die Freund Li mit dem konservativen Bedenken und der unbezähmbaren Neugier des Chinesen genoß. Endlich brause der Peking-Zug heran. Wir bezogen ein Abteil zweiter Klasse. Auf dem Bahnsteig zum erstenmal wieder ganz europäisch gekleidete Menschen, die mir wie Muster von Eleganz aus einer anderen Zeit und Welt vorkamen. Es war wundervoll behaglich. Ich las meine ältesten Zeitungen nochmals durch, knabberte Lis Süßigkeiten, die Bank war weich. Schlafen!

In Hankau

Um acht Uhr morgens war der Augenblick da, von dem ich oft in endlosen Wästern fiebernd geträumt hatte. Die Bahnhofshalle von Hankau verdunkelte den einfahrenden Zug, ich war am Ziel! Der deutsche Konsul nahm mich gemeinschaftlich mit einem dicken Chinesen in Empfang. Im Fürstenzimmer wurden gewissermaßen die Credentialien ausgetauscht. Nach kurzer verlegener Unterhandlung mit dem Beamten des großen „Zugendreiches“ ging es wie im Traum durch die trüben, kalten und doch so anheimelnden Straßen. Ich war keramisch von dem Gefühl, all das, was

man unbedacht immer schwerer entbehrt hat, auf einmal nun in Hülle und Fülle zu besitzen. Menschen sollte ich wiedersehen, mit denen ich leicht meine Sprache reden, bei denen ich Verständnis voraussetzen, mit denen ich anders als amtlich, anders als ein stets kampfbereiter, keine Vorsicht außer acht lassender Gegner umgehen konnte. Zeitungen, Briefe lesen und schreiben dürfen, mich nicht in dauernder, ruhelosser, manche Art von Betrachtungsmöglichkeit abzuschneidender Bewegung zu erhalten brauchen. Der Sorge um Tiere und Futter, Weg und Wetter, vor allem der Unstetigkeit ledig sein! Mit den unvergessenen Erfahrungen des Menschen, der früher einmal unter Kulturverhältnissen höherer Ordnung gelebt hat, aber mit dem Gemüt des Primitiven empfand ich die Wohlthat der geschützten Zimmer, den Alleinbesitz eines Raumes, das Bewußtsein, das ein zum Nomadischen gezwungener Altbauer bei der Rückkehr auf den eigenen Grund und Boden haben muß. Dazu kam die Antwort auf hundert Fragen, deren verschiedene Schicksalsmöglichkeiten mich unterwegs gequält hatten. Eine Welt kam mir allmählich zum Bewußtsein, von der ich jahrelang abgeschlossen war. Der erstaunlichen inneren Umbildung folgte meine äußere. Statt der Lumpen zog ich, wenn sie auch noch nicht ganz wieder passend waren, die Kleider d. s. Hausmenschen an. Borstig, spröde, rot und linksch begrüßte ich die Frau des Hauses. Nach und nach erst wurden die Dank- und Gefühlsformen von ehedem zurückgewonnen.

Oft haben sich Romanschriftsteller die Aufgabe gestellt, die Wirkungen einer neuen, von der Erziehung nicht vorbereiteten Umwelt auf eine menschliche Seele innerhalb des

europäischen Kulturkreises zu schildern. Oft haben sie selbst dabei versagt oder ihr Modell versagen lassen. Es wäre somit äußerst anspruchsvoll, wollte ich die verwickelteren Gefühle schildern, die in der zeitlich so stark abgekürzten Rückbildungsperiode den künstlich primitivierten Kulturmenschen bei der plötzlichen Rückkehr in seine Welt bestürmen.

Aber einige, ganz wenige Empfindungen des umgekehrten Robinson fühle ich mich doch versucht anzudeuten. Der große Unterschied zwischen dem auf eine Insel Verschlagenen und dem auf dem Kontinent Gelandeten beruht darin, daß der eine Unbekanntes lernt, der andere jedoch schon Bekanntes, dem er lange entwohnt war, wieder auf sich wirken lassen soll. Mit Spannung ist er deshalb darauf aus, seine eigenen Empfindungen zu beobachten. Dabei erlebt er naturgemäß Enttäuschungen. Mag es daran liegen, daß er sich die kommenden Gefühle in poetischer Erklärung vorgestellt hat, oder daran, daß seine Fähigkeit abgestorben ist: die ersten Eindrücke, wie beispielsweise die Eisenbahn, das europäische Essen, die eigene Sprache, bewegen ihn verhältnismäßig schwach. Sehr viel stärker greift in sein innerstes Wollen und Wesen die Umstellung auf ganz andere Kampferhältnisse, wie sie die Zivilisation mit sich bringt. Möglich umstricken ihn die vorher gänzlich abgeschnittenen Lebensbeziehungen zu Menschen wieder. Sie spielen Verteidigung und Angriff, die ja den Inhalt des Menschenlebens bilden, auf ein ganz anderes Gebiet. Man hat nicht mehr mit Naturmächten, mit den Tieren und den kleinlichen Daseinskümmernissen zu tun, sondern fast ausschließlich mit dem Verhältnis zum

Nebenmenschen, dem, der vor uns steht, der erreichbar ist durch Brief, Telegraph und persönliche Begegnung. Ein Bedauern bleibt schließlich zurück, daß man sich nicht die Einfachheit in Lebensweise und Kleidung bewahren darf, daß man fürchten muß, durch die Mannigfaltigkeit der Kulturbedürfnisse wieder unfreier, abhängiger zu werden.

Als wirklicher, recht irdischer Vorteil bleibt freilich übrig, daß man nicht jeden Morgen die gesamte Habe zu packen braucht und doch das Bewußtsein hat, mit seinen wenigen Sachen in zwanzig Minuten reisefertig sein zu können...

In dem Dreieck zwischen Han-Fluß und dem gewaltigen Jangtse-Ström liegt eine Riesensiedlung. Erst 1911, während der Revolution, ist sie verbrannt und völlig zerstört worden. Heute erheben sich an den damals ganz verschütteten Straßen große Geschäftspaläste. Unabsehbar wälzt sich das Volk durch die engen Gassen, in die nur mittags ein Sonnenstrahl hineinlugt. Er tritt man aus der düsterbelebten Enge des chinesischen Viertels, so findet man staunend eine europäische Geschäftsstraße. Läden an Läden säumen eine asphaltierte Straße ein. Tausende von lautlosen Rikschas, kleinen Ponymärgelchen und eine große Anzahl um so lauter wirkender Automobile durchfahren sie. Es ist Taiping Road, die Hauptgeschäftsstraße von Hankau. Jenseits das große Europäerviertel. Breite, gepflegte Straßen, gediegen gebaute, feste Wohnhäuser, Amtsgebäude und eine Reihe industrieller Anlagen geben ihm seinen besonderen Charakter. Am Deich und nahe dahinter europäische Gebäude, die in einem heute schon überwundenen Koloniestil, mit mehr muffigen als schattigen Veranden, mehr luftabspers-

renden als lichtabfangenden Fensterbänken dem Eindringen der allzu schlimmen Sommerhitze wehren sollen.

Über die Straßen wandern Polizisten, indische Sikhs, mit dünnen, straff umwickelten Stöckelbeinen, gut sitzenden englischblauen Polizeiröcken, um ein Band aufgewickelter Barts und Haupthaar, das ihre Religion ihnen zu scheren verbietet, mit gewaltigem blau und rot gestreiftem Turban. Ob und zu chinesische Polizisten, die weder an Würde der Tracht, noch an Rauheit gegen die armen Kulis ihren indischen Kollegen nachstehen. An einem Marktplatz vorbei, vor dem Gesühle die englische Macht versinnbildlichen, gelangt man in ein anderes Viertel. Deutlich zeigen dies die mit Uniformen russischen Schnittes und russischen Tellermützen bekleideten Straßenwächter. Ein schweres Deoaroma aus den alten russischen Teefabriken durchdringt die ganze Luft. Hier wie auf dem englischen Kai Tausende und aber Tausende von Kulis, die in ununterbrochener Kette einzeln, zu zweit und zu viert, mit rhythmischem Gang von und nach den großen Speichern der Hinterstraßen ihre Lasten schleppen. Der kleine Atemlaut, mit dem jeder dritte oder vierte Schritt von den Trägern betont wird, erfüllt die ganze Luft wie das Summen eines Bienenschlags. Auf dem Fluß viele Dampfer. Heute fast nur japanische und englische, diese schon in der Minderzahl. Als ich vor Jahren in Hankau war, sah ich ein anderes Bild. Damals wehte die deutsche Flagge nicht nur von einer Reihe regelmäßig verkehrender Flußdampfer, auch von mächtigen Dzeangängern, die ihre acht bis zehntausend Tonnen ruhig tausenddreihundert Kilometer tief nach Hankau trugen.

Verwundnen sind auch die kleinen deutschen Kanonensboote. Doch die alte deutsche Kolonie, die sich unmittelbar an die von Anamiten bewachte französische anschließt, bestand März 1917 noch in all ihrer Rührigkeit. Wo der Deich — „bund“ nennen ihn die Ostasiaten — umspringt, zeigt ein hoher Mast mit der Reichsdienstflagge, daß wir vor dem Deutschen Konsulat stehen. Ein Rathaus mit einem ganz deutschen Turm, einer Spritzenzufahrt und, wenn man in die Bureaus eintritt, selbst mit dem spezifischen Geruch einer Revierstube. Polizisten; durchweg ausgesucht brave Schantung-Leute, in adrett sitzendem Mantel, die schwarzweißrote Kokarde an der Hüfte, das Infanterie Seitengewehr an der Hüfte. Friedlich gehen die Bürger zur Arbeit, noch friedlicher des Abends zum Bier. Ganz wie in Deutschland streiten sie sich bei den Wahlen, bei den Gemeindeversammlungen. Jeder sorgt mit den Lieben und Unverwandten, die er im alten, fernen Deutschland sein eigen nennt.

Fast drei Monate lebte ich in Hankau. Doch eines Tages brandeten auch an diese friedliche Insel des Deutschrums die Kriegswogen. Beängstigende Gerüchte durchschwirrten das Viertel. Die Japaner sollten vor der Tür stehen, bereit, jeden Augenblick sich des deutschen Stadtteils zu bemächtigen. China sollte die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen haben.

Die Reise im Kleiderschrank

Neue Verwicklungen

Das Gerücht vom Abbruch bewahrheitete sich. Vom Deutschen Konsulat in Hankau wurde die Flagge niedergeholt, die schwarzweißrote Kokarde der Polizisten abgetrennt, zwei überheblich dreinsiehende chinesische Polizeisoldaten stellten sich ihnen zur Seite ...

Ein alter militärischer Grundsatz empfiehlt, den Feind nicht zu unterschätzen. Während meiner ganzen Reise hatte ich ihn nach Möglichkeit zu befolgen versucht. Aber hier in Ostasien, in einer deutschen Kolonie, umgeben von meinen Landsleuten, fern von den sonst täglich drohenden Nöten des Lebens, hatte ich nur zu gern etwas von dem Kriegsbewußtsein verloren, das dauernd die Nerven in Spannung und in Wacht vor dem Feinde erhält. Die chinesischen Behörden hatten mir versichert, daß mein völkerrechtlich unanfechtbarer Anspruch auf freies Geleit nach Hause sich durchsetzen lassen würde. Sehr klug, das muß ich sagen, war es von meinen Feinden, in erster Linie den Engländern, mich in diesem Glauben nicht nur zu lassen, sondern noch zu bestärken. Umständlich wurde über die Gewährung des freien Geleits verhandelt. Die Chinesen forderten von mir Photographien für den auszustellenden Paß ein. Auch meiner Gesandtschaft in Peking gegenüber beteuerte sie, daß alles in schönster Ordnung gehen würde. Nach dem Abbruch der Beziehungen drängte ich. Wiederum erklärten die Chinesen, alles tun zu wollen, was in ihrer

Nacht siehe. Wiederum Photographien, Protokolle. Endlich telegraphierte die Kaiserliche Gesandtschaft, ich solle sofort nach Schanghai fahren. Dort sollten meine Papiere bereitliegen; auf dem holländischen Dampfer „Rembrandt“ sei meine Überfahrt gesichert. Hals über Kopf nahm ich Abschied, schweren Abschied von Köhr, der ja wohl bleiben mußte. Ich schiffte mich auf einem Dampfer der chinesischen „China Merchant“ ein. Nur die eine Vorfrist hatte ich gebraucht, Passage zu belegen, dann wieder rückgängig zu machen und am Abend doch denselben Dampfer zu nehmen.

Von Nanking aus, das ich als einziger Passagier in zweitägiger Fahrt erreichte, benutzte ich die Eisenbahn. Diese steht zwar unter englischer Leitung, wird aber grade deswegen nicht so scharf kontrolliert wie die Dampfer, auf denen man eher Personen vermutet, die sich dem Überwachungsdienst der Alliierten entziehen wollen.

In Schanghai große Enttäuschung. Die in Aussicht gestellten und ersehnten Papiere lagen nicht vor; die chinesischen Behörden waren ihren Versprechungen nicht nachgekommen. Wer solange es eine Hoffnung gab, mußte ich versuchen, die eigenen Rechtsansprüche durchzusetzen. Von drei Seiten, um jedem Ausweichen vorzubeugen, wurde der chinesische Fremdenkommissär, ein Beamter, der lediglich den Verkehr mit den fremden Konsulaten und den Angehörigen der fremden Mächte für die chinesische Regierung zu führen hat, wegen der Papiere gemahnt. Der Engländer weigerte sich strikt, sie zu geben, zunächst mit der Begründung, daß ich Offizier sei; und als ihm dann aus unseren amtlichen Handbüchern meine

Diplomateneigenschaft nachgewiesen wurde, lehnte er ohne neue Begründung nochmals ab. Der Franzose, in Ostasien und besonders in China bekannt durch eine an Rücksichtslosigkeit nicht zu über treffende Politik, antwortete überhaupt nicht. Der Japaner erklärte, erst bei seiner Gesandtschaft in Peking nachfragen zu müssen. Nur der amerikanische Generalkonsul hatte Weisung seines Gesandten, mir freies Geleit auszustellen.

Zum Zaudern war keine Zeit. Ich beschloß daher, mich mit einem amerikanischen Paß und zunächst mit der Überfahrt nach Amerika zu begnügen. Ohne auf besonderes Wohlwollen der Vereinigten Staaten zu rechnen, wußte ich doch, daß einmal die Amerikaner kein besonderes Interesse an meiner Person nahmen, wie es freundlicherweise die Engländer hatten, und zweitens, daß man mich in Amerika nicht einfach mundtot machen oder verschwinden lassen könnte, wie dies in China den Engländern, mit oder ohne Hilfe der Japaner, jezt ein leichtes gewesen wäre. So erschien ich am Tage der Abfahrt des Dampfers auf dem Amerikanischen Generalkonsulat. Herr Cunningham, der Generalkonsul, kam persönlich, um mich zu sehen. Mit einer Raisuät, wie man sie bei einem höheren Beamten kaum vermuten sollte, schaute er mich von oben bis unten an. Weniger meine Reise durch Zentralasien und das Innere Chinas als die märchenhaften Darstellungen meiner Person und meiner Absichten durch die englischen Zeitungen hatten mich zu einer Art Wunderthier gemacht. In hämischer verlegenem Ton sagte er mir, daß gerade am Morgen eine neue Weisung — von Großbritannien? — eingetroffen sei, die

die vorher befohlene Ausstellung eines Passes nur für den Fall erlaube, daß Engländer und Franzosen ein gleiches getan hätten. Nunmehr sah ich mir Herrn Cunningham von oben bis unten an, sagte ihm nur kühl und höflich, ich habe bisher nicht gewußt, daß die amerikanische Regierung in der Erfüllung ihrer völkerrechtlichen Verpflichtung von Engländern und Franzosen abhängig sei, und verließ das Amtskolal.

Mein Entschluß, mit dem „Membrandt“ zu fahren, war aber auch durch dieses Erlebnis nicht erschüttert. Was konnten mir die Amerikaner, was die Japaner anhaben? Die Japaner hatten grundsätzlich niemals einen Angehörigen der Zentralmächte, solange sie die ausschließliche Polizeiaufsicht im Stillen Ozean ausübten, von einem neutralen Schiff geholt. Mit Amerika aber bestand noch kein Kriegszustand. Ja sogar die Passvorschriften waren noch nicht abgeändert.

In Wusung-Neede jedoch sollte ich dessen innewerden, wie weit die allgemeine Nervosität schon gediehen war. Auch der Kaiserlich Deutsche Gesandte riet mir stark ab, den Versuch mit seinem Schiffe „Membrandt“ zu wagen. Ich mußte also nach Schanghai zurückkehren. Einen Vormittag noch machte ich alle denkbaren Anstrengungen, um mein legitimes Recht zu erwirken. Mit der Überzeugung, daß es unmöglich wäre, reifte auch mein Plan, den Gegner wenigstens durch Entschlußkraft zu überraschen.

Meine Lage war außerordentlich schlimm. Ich war von Person, durch meine Photographie, im ganzen feindlichen Lager bekannt. Meine Wohnung, das Kaiserliche General-

konulat, war von alien Seiten beobachtet. Die schönen Wege, die im Anfang des Krieges noch Flüchtlingen offenstanden, über Sibirien, den Suezkanal und so weiter, waren so streng überwacht, daß ihre Benützung, zumal ohne eine lange, gründliche Vorbereitung, nur zur sicheren Entdeckung geführt hätte. Der Krieg mit Amerika stand vor der Tür. Es hieß schnell und ohne Vorbereitung handeln!

Am Bord der „Ecuador“

Noch in der gleichen Nacht tauchte ich in einem dunklen Viertel Schanghai's unter. Meine gesamten Gepäckstücke ließ ich unversperrt liegen, um den Glauben an meine Rückkehr bei der Dienerschaft aufrechtzuerhalten.

Von meinem Versteck aus zog ich genaue Auskünfte über jedes einlaufende, abgehende und im Hafen verankerte Schiff ein. Das, was mir zuerst gemeldet wurde, war eine Fülle versäumter Gelegenheiten. Die nun noch offenen: auf einem norwegischen Holzsegler, einem amerikanischen Landdampfer, mit einem japanischen Passagierschiff fortzukommen, wurden verworfen. Ich beschloß, am Bord des am 1. April 1917 von Schanghai abfahrenden amerikanischen Dampfers „Ecuador“ zu gehen.

Der Tag nahte heran. Ich hatte mir vorher ein United States Marine Shirt, wie es die amerikanischen Kriegsschiffs Matrosen tragen, besorgt, einen alten Anzug erstanden, aber meine guten Schuhe anbehalten. Ein Missionarsjackett, tief im Inneren Asiens einem freundlichen Schweden abgekauft, vervollständigte die Ausrüstung, der die

persönliche Haltung und der Sitz der Mütze den jeweils beachtlichsten Charakter geben mußten. Einmal Wäsche und die allernotwendigsten Toilettesachen waren in einem kleinen Paket zusammengebunden. Ich kann nur sagen, von allen Vorstimmungen — bei der eigentlichen Handlung verfliegen sie ja wie Spreu vor dem Winde — war mir die Unsicherheit, eine Rolle zu spielen, in der ich nicht ich selbst sein durfte, wohl die peinlichste, die ich erlebt habe. Vor Raschgar, auf dem Pamir, bei der Verfolgung durch die Russen, in der unendlichen Kewir-Salzwüste hatte ich doch immerhin mein Pferd unter mir und meine Pistole an der Seite gehabt. Der Gegner blieb, obwohl er ja stärker war, immer in achubarer Entfernung, während ich hier sozusagen wehrlos mich mitten unter die Feinde begeben mußte. Was mich an Gefühlen und Gedanken durchwogte, erinnerte mich lebhaft an die Zeit des Abiturientenexamens, des einzigen Schreckgespenstes, das auch vor dem mutigsten Deutschen noch in späteren Jahren auftauchen kann.

Als der große Morgen dämmerte, war mir wieder ganz wohl. Ohne Appetit, aber mit dem Bewußtsein, eine zum Gelingen des Ganzen nicht unwesentliche Pflicht zu erfüllen, frühstückte ich, so stark ich konnte. Zwanzig Minuten später fuhr ich als der unbekanntes Soundso dem Hafen zu.

Jetzt kam alles auf die Sicherheit des Auftretens an. Der ganze Hafen, insbesondere die Abgangsmole für die Leichter und Tender, ist von englischen Spitzeln, meist Chinesen, die der Europäer sehr schwer als Spione erkennen kann, besetzt. Eine Prämie für jeden Fang macht die Leute besonders stark aufpassen. Dabei richtete sich ihre Aufmerk-

samkeit nicht nur auf die Deutschen, die etwa entwischen wollten, sondern, seit den strengeren Rekrutierungsmaßnahmen der englischen Regierung, auch auf die vielen englischen Staatsangehörigen, die eine Reise nach und un-auffälligen Aufenthalt in Amerika einer noch so vollendeten Ausbildung in England und einem noch so opferfreudigen Tode auf den Schlachtfeldern Flanderns vorziehen.

Kurz nachdem ich mit dem Gleichmut eines alten Seemanns den von einem Japaner geharteten Leichter auf einer Laufplankte erreicht hatte, legte er los und ich mich schlafen. Das ersparte mir Gespräche mit den Leuten und erlaubte mir, meine Mütze übers Gesicht zu ziehen und andere nicht unnötig vertraut mit meiner Physiognomie zu machen. Nur einmal wurde ich unterwegs gestört. Zwei Engländer vom chinesischen Seezolldienst kamen plötzlich an Bord, wechselten einen Gruß und ließen dann die befreundete Ladung passieren.

In den von der chinesischen Regierung internierten deutschen und österreichischen Dampfern vorbei kamen wir nach einigen Stunden ins freie Meer. Draußen lag ein grau gestrichener großer Dampfer. Nach seinen eigenartig schönen Formen ein Schiff der kanadischen „Empress Line“, die ihre frühere Schwanenweißheit gegen ein graues Kriegsgewand getauscht hat. Links von ihr, grünlich gestrichen, die „Ecuador“. Die Leichter legten unter großem Geschrei der Mannschaften längsseit an.

Eine Zeitlang beherrschte ich mich und blieb weiter schlafend unter Deck, dann aber fühlte ich mich wie auf Patrouille. Erster Grundsatz: Sehen, ohne gesehen zu

werden! Durch eine Vordrüse ließen sich fast alle an Deck befindlichen Passagiere deutlich unterscheiden. Da war der Kapitän, ein braver Nordländer, eine Reihe von Missionaren, zweifellos als solche kenntlich, ein Franzose, ein englischer Offizier. Schließlich hatte ich sogar eine einseitige Bekanntschaft mit der ganzen Vordbesatzung, dem Ersten, Zweiten und Dritten Offizier, den Bootslenten, dem Koch und nicht zuletzt auch mit dem Barbier gemacht. Der Barbier sah wie ein wirklicher Diplomat, nicht ein amerikanischer, aus; doch seinen Beruf verrät die Mütze mit der Aufschrift „Barber“, die seinen weißen, wohlkasierten Charakterkopf schmückte. Er interessierte mich deshalb besonders, weil ich, man staune es zu hören, eine Empfehlung an ihn besaß. Einer meiner Freunde kannte den Dirigenten eines Schanghaier Musikorchesters, der seinerseits wieder mit dem Barbier als Steward zusammengefahren war und keinen Anstand genommen hatte, mich, den dreimal Unbekannten, seinem Freunde aufs wärmste zu empfehlen.

Mit „Hallo“ legte nun der Tender einer englischen Gesellschaft an, der die Schanghaier Passagiere an Bord bringen und von Bord nehmen sollte. Der Erste Offizier kontrollierte sie, sah die Pässe nach, gab sich aber im allgemeinen keine allzu große Mühe, denn er wußte ja, daß die Kontrolle viel gründlicher schon vorher von alliierter Seite besorgt worden war. Bald lehnten auch die neuen Gestalten über die Reling: ein alter Herr mit Schlapphut und einer fabelhaften Ähnlichkeit mit Buffalo Bill, ein jüngerer mit einem wohlgepflegten Damenschneiderbart, augenscheinlich sein Sohn, vier unzweifelhaft zusammen-

gehörige junge Leute, die sich mit merklicher Bedächtigkeit in zwei Gruppen teilten, schließlich ein dicker, typisch deutscher Herr und einige jener Figuren, die nie auf großen Ozeandampfern fehlen, Leute mit einem Beruf auf der Distenskarte und einem gänzlich anderen am Spieltische nach zwölf Uhr.

Endlich hatte der kleine Zolloffizier, weithin an seiner weißen Mütze kenntlich, seinen Beobachtungsposten verlassen. Auch die Passagiere schienen durch das lange Betrachten des Salzwassers teedurstig geworden zu sein.

Der Augenblick zum „Aufentern“ war gekommen. Mit der Sicherheit dessen, der genau weiß, was er will — die anderen sollten es möglichst nicht wissen — kletterte ich die kleine Seilleiter für die Ladetulis hinauf, ging sofort auf den die Rollen kontrollierenden chinesischen Schreiber zu, nahm ihm seine Liste aus der Hand, warf einen kurzen, möglichst sachverständigen Blick darauf und reichte sie ihm mit befriedigtem Nicken zurück. Der Chineser hielt mich für einen Bootsmann, von der Brücke wiederum wurde ich für einen Verloader angesehen. Ich blieb also kontrollierend einige Zeit vorn, lief dann, immer mit dem Gefühl: Sie beobachten dich, durch das ganze Schiff, aufs Hinterdeck und sah mir auf dem Rückweg das dick voller Chinesen steckende Zwischendeck an.

Als erstes versuchte ich nunmehr, regelrecht Passage zu bekommen. Einer der an Bord befindlichen Verfrachter diente mir dabei, weil ich ja im Hintergrund bleiben mußte, als Mittelsmann. Geld besaß ich genügend, um außer dem Fahrpreis selbst für eine Luxuskabine noch einiges

springen zu lassen. Zweimal trat mein schnell gewonnener Freund an den vielbeschäftigten Schiffszahlmeister heran. Es war aber ganz unmöglich, eine Kabine zu bekommen, ja eine ganze Reihe von Leuten, die auch noch mit einem in letzter Minute frei werdenden Platz gerechnet hatten, waren schon zurückgewiesen worden. Im Zwischendeck ließ sich ein Unterkommen nicht finden; es ist auf amerikanischen Dampfern ausschließlich den gelben Passagieren vorbehalten.

Mein nächster Programmpunkt war gewesen, Arbeit zu suchen. Vorsichtig wandte ich mich an verschiedene Bordangestellte, schließlich auch an den Barbier. Die Empfehlung versagte aber nicht ganz. Er sah keinen Weg, mir zu helfen. Dagegen erschien ein anderer Mann, augenscheinlich der Schiffsfleischer, als Retter in der Not. Zwei Arbeiter waren krank geworden, und der Oberingenieur war vielleicht bereit, mich anzunehmen. Auf mein dringendes Bitten führte er mich zu dem gestrengen Herrn. Hochrot, wohl von dem vergeblichen Bemühen, seine Smokingstrawatte in tadellose Verfassung zu bringen, trat er gerade aus dem Badezimmer. Mit halbem Ohr hörte er kurz meine Bitte an, lehnte sie aber ohne Besinnen sofort ab.

Nun kam das vorletzte Auskunftsmittel, der Bootsmann. Er war ein braver Ire von Geburt, haßte die Engländer und hätte an sich ganz gern gerade einem Deutschen geholfen, aber ihm schien, wie ich mehr und mehr mit meinen Absichten herausrückte, die Sache doch zu riskant.

Mittlerweile war es dunkle Nacht geworden. Der Dampfer lud zwar immer noch, aber allzu lange hätte es wohl nicht

mehr gebauert. Was blieb mir anderes übrig, als infognito an Bord zu bleiben, um zunächst nur einmal aus China herauszukommen?

Blinder Passagier

Bevor die Dampfer den Bereich chinesischer und japanischer Häfen verlassen, werden sie noch einmal, hauptsächlich der Einwanderungsschwierigkeiten wegen, die die amerikanische Gesetzgebung den Angehörigen der gelben Rasse macht, auf blinde Passagiere untersucht. Für diesen Moment mußte ich zunächst, und zwar möglichst in der am wenigsten überwachten ersten Klasse, Zuflucht suchen.

Am geeignetsten hierzu schien mir die Kabine jener jungen Leute, die ich später Deutsch hatte sprechen hören und im weiteren Verlauf meiner Beobachtung als österreichische Offiziere erkannt hatte. Ich folgte dem einen in seine Kabine. Mit tiefer Beschämung sah ich sein ja verständliches Mißtrauen. Er machte auf meine kurzen Erklärungen und Bitten hin Ausflüchte und behauptete, ohne seine Kameraden nichts tun zu können. Augenscheinlich hielt er mich, das gab er später selbst zu, für einen agent provocateur. Der Kamerad kam. Ich drang zwar nicht stärker in die Bundesgenossen. Im Gegenteil: Nach einer Rücksprache von fünfzehn Minuten waren sie aus Eigenem willig, mich zu verbergen.

Unmittelbar hiernach eine denkwürdige Szene. Der chinesische Boy mußte unbedingt eingeweiht werden. Ein Klingelsignal. Der dienstbare Geist erschien; unglücklicherweise nicht der von Kabine vierundvierzig. Er schläft, muß

erst geweckt werden und kommt schließlich verschlafen an.
Überraschend und unvermittelt beginnt die Verhandlung:
„Bist du dir hundert Gold-Yen verdienen?“

Die letzten Schlasschatten verfliegen auf Wangs gelbem Gesicht vor einem langgezogenen, ungläubigen Lächeln. Hundert Gold-Yen, das ist ja das Gehalt von fünf sauren Monaten. Verdienen wollte er die schon, aber wie? Dieses alles sagte er nicht, fragte er nicht, und doch war es deutlich in seinen Mienen zu lesen.

„Ich muß hier in dieser Kabine bleiben, und du mußt mir dabei helfen.“

„Hat denn der Master ein Billett?“

„Nein, dann gäbe es auch nicht die Gold-Yen.“

„Wenn aber der Master nun entdeckt wird, was geschieht dann mit mir?“

„Ich nehme alles auf mich. Ich werde dich schon nicht verraten. Also, genau aufpassen, zu niemandem sprechen, wenn es unauffällig möglich ist, aber auch nur dann, mir etwas zu essen bringen, einverstanden?“

Und da das Gold schon herausgezogen war, blieb dem alten Wang gar nichts übrig, als sich als Verschwörer verpflichten zu lassen und nur freudig zu flüstern: „Daß nur kein anderer Boy etwas merkt.“

Die Thür wurde abgeriegelt. Ich durfte mich nun als Passagier, wenn auch als blinder, auf der „Ecuador“ betrachten. Was ich hinfort von der Welt erfuhr, vermittelte mir mein Ohr. Fast alles, was ich in den nächsten drei Wochen erlebte, habe ich in meiner dunklen Einsamkeit mir durch die Schallwellen erzählen lassen. In jener Nacht

zunächst einmal die volle Übernahme der Ladung. Gegen elf Uhr das Stoppen der Dampfwinden, dann, wie der Schiffszimmermann die Luken mit kräftigen Hieben auf die Keile zudeckte und gleichzeitig der Anker gehiebt wurde, und endlich das ruhige, rhythmische Arbeiten der Maschine — dessen Aussetzen mich aus dem ersten Schlaf emporstörte. Sofort war ich auf und sah in den Morgen. Der Dampfer hielt, ihm gegenüber lag der Lotsenkutter. Auch diese letzte Möglichkeit, mich damit zurückzubringen, wie ich immer noch gefürchtet hatte, schwand mit dem von Bord gehenden Lotsen.

Ich war aus China heraus.

Sofort stellten sich Wunsch und Wille bei mir auf das nächste Ziel ein: es glücklich wenigstens bis über Japan hinaus auszuhalten.

In frühester Morgenstunde versuchte ich, die Kabine zu verlassen. Am ersten Tage schien mir dies kein allzu großes Wagnis, weil ja den Mannschaften und der Bedienung die Gesichter der Passagiere noch nicht geläufig sein konnten. Das Unglück wollte es aber, daß ich gerade an dem gedöckerten Salon des Barbiers vorbeikam. Starr staunte er mir nach, ich legte nur wie eine Geisteserscheinung den Finger auf den Mund und verschwand. Welche Folgen diese Begegnung haben sollte, erfuhr ich später zu meiner größten Sorge.

Wenn ich heute an jene Zeit als blinder Passagier zurückdenke, so kann ich kaum mehr sagen, welches die aufregendsten Augenblicke waren: die der ersten Tage, wo ich mit neuen, die der folgenden, wo ich mit bekannten Gefahren zu kämpfen hatte, oder die der letzten, wo ich mir sagte, daß

der Preis aller vorangegangenen Qualen auf dem Spiele stand, wenn mich irgendein unglücklicher Umstand ganz zum Schluß verriete.

Vor allem mußte verhindert werden, daß irgendein Unberufener plötzlich die Kabine betrat. Während der Nacht, also von zwölf Uhr nachts bis sechs Uhr morgens, war das ja einfach. So lange konnte die Kabine, ohne daß man Verdacht erregte, abgeriegelt bleiben. Für die eigenen Kabinengenossen und den eingeweihten Boy wurde als Signal ein lang-kurz-kurzes Drücken der Klinge ausgemacht. Die Klingel durfte, damit nicht ein anderer als der Zimmerboy erschien, nicht geläutet werden. Untertags, wenn ausgeräumt wurde oder meine Kabinengenossen draußen waren, blieb ich im kleinen Kleiderschrank versteckt. Mich dort hineinzuzwängen, war ein Kunststück, das einem Schlängelmenschen alle Ehre gemacht haben würde und mir auch erst nach längerer, qualvoller Übung gelang. Um in dem Schrank Platz zu finden, mußte ich möglichst aufrecht mit einem Saß hineinspringen und dann allmählich durch das von oben herab frei fallengelassene Körpergewicht Ober- und Unterschenkel sich zusammenpressen lassen, wie ich es aus eigener Muskelanspannung gar nicht vermocht hätte. Die Folge dieser fürchterlichen Lage waren natürlich nicht nur Blutstocungen und Absterben der meistbetroffenen Glieder, sondern auch im weiteren Verlauf schwere krampfartige Erscheinungen um das Kniegelenk.

Lieber zu vorsichtig als durch einen kleinen Leichtsinns alles dahingeben: alle Mühen der Reise durch China, das, was ich eben durchmachte, meine Freiheit und nächste Zukunft.

Ausgeräumt wurde um neun Uhr. Schiffsinspektion war jeden Tag um elf Uhr. So saß ich gewöhnlich von morgens um halb neun Uhr bis häufig nach zwölf Uhr ununterbrochen in der vorbeschriebenen fürchterlichen Zwangsstellung.

In den ersten Tagen halfen mir noch die verhältnismäßige Kühle der Temperatur, die scharfe Beobachtung aller verdächtigen Geräusche und die immer neuen Aufregungen aus den sich abläsenden Gehörvorgängen über das Schlimmste hinweg. Ganz schrecklich aber wurde meine Lage, als ich durch den Nahrungsmangel täglich schwächer wurde und schließlich bei der Hitze in Japan und dem späteren stürmischen Wetter schwere, mir sonst fremde Übelkeiten mich plagten. Die Ernährungsfrage war außerordentlich schwierig. Wang befolgte meine Weisung mit peinlicher Genauigkeit. Außer einem Kaffee des Morgens und ein paar Äpfeln, die er tagsüber heimlich verschwinden lassen konnte, gab es zunächst nichts. Aber ich war ganz froh so. Besser nichts essen, als entdeckt werden!

Mit größter Spannung blickten wir — auch den Osters reichern war es nicht ganz geheuer — auf die Zeit unserer Landung in Japan. Wang hatte mir für den Fall, daß die Kabine durchsucht werden sollte, ein Rohr ausfindig gemacht, in das ich für einige Zeit hätte schlüpfen können. Von vornherein beschloß ich, die Kabine ohne dringendste Notwendigkeit nicht zu verlassen.

Langsam fuhr das Schiff in Kobe ein. Jeder der mir bekannten Schritte auf, über und unter dem Deck, jede der Maschinenbewegungen, denen ich so oft mit Spannung

gelauscht hatte, waren besonders deutlich hörbar. Eine Barkasse legt an, der Dampfer stoppt. Meine österreichischen Kameraden raten mir aufgeregt, doch lieber die Kabine zu verlassen. Ich fürchte, sie mehr zu gefährden, wenn ich diesem Rat folge. Wang pflichtet mir bei, und ich bleibe.

Der Quarantäneoffizier hat inzwischen einen Pockenfall an Bord festgestellt und sofort, mit dem Stolz des Ostsafians auf modern-hygienische Maßnahmen und Einrichtungen, eine gründliche Desinfektion des Zwischendecks und der sämtlichen übrigen Schiffsräume bis auf die erste Klasse begonnen. Als ich dieses höre, danke ich meinem Schöpfer, nicht in der Kabine zu sitzen, aus der ich bestimmt nicht lebendig herauskommen wäre.

Jetzt erscheint die Polizei an Bord. Meine österreichischen Kameraden schwitzen Blut. Pässe haben sie nicht, unter falschem Namen reisen sie auch, dafür aber können sie kein Englisch. Der Japaner hat nicht die geringste Absicht, tiefer in die Verhältnisse hineinzusteigen. Er urteilt ganz richtig, daß ihn die Leute im Grunde nichts angehen. Eine Kabineninspektion findet nicht statt. Nur ein gewiegter japanischer Detektiv geht vor unserer Kabine auf und ab, Tag und Nacht. Seinen Schritt könnte ich heute noch von tausend anderen Schritten unterscheiden.

Nachrichten über den Eintritt oder Nichteintritt Amerikas in den Krieg liegen nicht vor. Was die Zeitungen schreiben, erscheint so verworren und englisch tendenziös, daß ich immer noch die Hoffnung nicht aufgebe, vor Ausbruch eines bewaffneten Konfliktes in Amerika landen zu können.

Zwölf lange Stunden liegt das Schiff in Kobe; nach kurzen vierundzwanzig in Yokohama.

Hier ist die ganze Kontrolle sehr viel schärfer. Die Österreicher sitzen oben im Verhör, ich unten im Schrank. Es soll durchsucht werden! Die Spannung steigt aufs höchste. Ich bitte meinen Freund, den von den beiden, der die besten Nerven hat, ruhig in der Kabine zu bleiben, gleich seinen Koffer vor dem Schranke auszutramen und dessen Tür weit offen zu lassen. Die Kleider werden so gehängt, daß sie nicht etwa den Rest meiner gänzlich verlorenen Plastik wiedergeben. Der Ventilator surrt, ja er schlägt an die Gitterstäbe, die schützend um ihn herum angebracht sind. Jeder Schlag ist ein Peitschenhieb für meine Nerven. Ich bitte den Genossen allen Übels, das Ding abzustellen. Er hört nicht, ich bitte immer wieder, auf die Gefahr hin, daß es zufällig draußen vernommen werden könnte. Endlich nach zwanzig Minuten, die jeden Nervenstrang einzeln zerrissen haben, stoppt der Ventilator, immer langsamer an dem Drahtgitter hinstreichend. Ich hatte im Innern schon um Trommelfeuer statt dieses entsetzlichsten aller Geräusche gebeten.

Die Japaner haben ihre Neugier befriedigt, unsere Kabine nur mit recht oberflächlichem Scharfblick untersucht. Des Abends schon, als jede Gefahr beseitigt ist, lese ich verstoßen, durch eine Ritze, in der mir hineingereichten Zeitung einen längeren Artikel unter der Spitzmarke: „Six Teutons take last chance.“ Wenn der wackere Reporter gewußt hätte, daß statt der sechs sieben Teutonen diese letzte Gelegenheit wahrnehmen. Der Krieg war übrigens immer noch nicht erklärt.

Eine Schwimmpartie

Von der Zeit nach Japan hatte ich mir viel versprochen. Ich hoffte, einmal etwas zu essen zu bekommen, dann dachte ich, mit den Schrecken meiner Lage bekannt, die größten Aufregungen hinter mir und im ganzen zu dem Vertrauen Grund zu haben, mir könne nun allzu Schlimmes nicht mehr passieren. Es kam anders.

Gleich hinter Yokohama liegt, was der Seemann als das „Schwarze Loch“ bezeichnet, ein Gebiet, das seinem Namen nach in den Stillen Ozean eigentlich gar nicht gehört. Hier Lage wurde die im Verhältnis zu den Wogen winzige „Ecuador“ hin und her geworfen, bald stampfte sie, bald rollte sie, bald schlingerte sie. An Bord war, wie ich hörte und auch an meinen beiden Kameraden sah, alles seekrank. Da hätte für mich nun eine ideale Zeit sein können, denn die Passagiere ließen sich ihr Essen auf den Kabinen geben, wenn ich nicht zum zweiten Male in meinem Leben aufs fürchterlichste von dem Seeübel gepackt worden wäre. In dem engen Schrank, seiner an sich ständigen Luft und bei verschlossenen Bullaugen war es nur zu erklärlich, daß sich mir in der scheußlichsten Weise die Galle umdrehte, meistens gerade dann, wenn Freund Wang auf sein Signal hin mit einem großen Tablett der appetitlichst duftenden Sachen hereingelassen wurde.

Gefährlich war die Lage für mich auch dadurch, daß die Stimmerventilationsklappen doch nicht, wie es früher geschehen war, gegen Geräusche und etwaige Beobachter geschlossen gehalten werden konnten. Ich mußte mich also

nach des Nachts an Orte stellen und legen, wo kein beobachtender Blick mich fassen konnte. Wie beneideten meine armen Kameraden die in der gegenüberliegenden Kabine wohnende Dame! Die konnte sich den Gewissenslurus leisten, dauernd mit sperrangelweiter Tür und wehenden Vorhängen zu schlafen. Unsere Genugtuung dabei war nur, uns von dem Zustand zu erzählen, dem die übrigen Passagiere verfallen waren.

Am vierten Morgen war die Luft so fürchterlich geworden, daß ich beschloß, für fünf Minuten wenigstens das Fenster zu öffnen. Ich zählte die Minuten, während deren keine Woge über das Fenster hinweggespült war. Zehn, zwanzig, fünfundzwanzig, wirklich, da konnte man es wagen. Ich schraubte auf, hatte mich aber noch nicht zwei Minuten der gierig eingefogenen Frische erfreut, als mit einem fürchterlichen Schlag ein Wasserberg durch das runde Loch hereinstürzte und die ganze Kabine überschwenmte. Da die Stimmungen des alten Wang geschont werden mußten, so blieb die Arbeit auf mir hängen, mit den Bettüchern den dreißig Zentimeter hohen Wasserstand in zweieinhalbständiger Arbeit zu verringern.

Die Ruhe nach dem Sturm kam uns allen höchst genehm, brachte aber die Gemüter auf Ideen, die sie meiner Meinung nach ruhig hätten unterdrücken sollen. Schuld daran war der Barbier. Ganz heimlich hatte er verschiedene Österreicher gefragt, ob sie nichts von der Existenz eines deutschen Offiziers an Bord wüßten. Er sei sich ganz sicher, daß der arme Kerl sich an Bord befände, wenn er nur nicht schon verhungert sei. Die Österreicher schwiegen, wurden aber nervös.

Kurz darauf wurden eines Abends im Rauchsalon Erlebnisse von blinden Passagieren zum besten gegeben.

Die Nervosität meiner Kameraden steigerte sich. Um allen möglichen Anzeichen wollten sie schließen können, daß sie beobachtet und verdächtigt würden. Bei einer Inspektion untersuchte der prüfende Arzt die Kabine besonders lange und warf einen „höchst bezeichnenden“ Blick auf den Schrank. Nun konnten sich die bis dahin so wackeren Kameraden nicht mehr halten. Sie baten mich, einen Tag in eine andere Kabine zu gehen, damit sie ihren Raum verlassen und dann den Schrank einer sie reinigenden Untersuchung freigeben könnten. Am Abend wurde der Umzug in die andere Kabine der beiden Österreicher bewerkstelligt. Der erste Schritt vor die Thür nach vierzehn Tagen war für mich eine Sensation ganz neuer Art. Verstärkt wurde sie dadurch, daß, gerade als ich in einem in Japan gekauften Kimono vorbeistiehn wollte, ein Amerikaner die Treppe heruntergetorkelt kam. Geistesgegenwärtig rannte ihm einer unserer Komplizen entgegen und verhinderte durch den Zusammenprall meine Entdeckung. Zu meiner Beruhigung wurde mir versichert, daß nach dem ganzen Zustande des übrigens deutschfreundlich gesinnten Feindes eine Enttappung unwahrscheinlich gewesen sei.

Meine neuen österreichischen Bekannten waren noch viel aufgeregter als die alten. Am nächsten Morgen wollte es auch noch das Unglück, daß unbemerkt plötzlich ein anderer Boy eintrat und zu seinem Erstaunen mich vorfand. Bei einer Neigung des Schiffes war nämlich der Kiesel zurückgeglitten. Da mich weder meine alten noch meine neuen

Freunde länger behalten wollten, mußte ich eine dritte Kabine aufsuchen. Sie war von Neutralen bewohnt und hatte mit ihre Vorzüge und Nachteile. Vorzüge und Nachteile hatte auch die große Würftigkeit dieser Neutralen. Sie schliefen gewöhnlich bis zwölf Uhr mittags, spielten bis zwei oder drei Uhr nachts, aber — und darin lag meine Rettung — ermöglichten es, fast regelmäßig des Abends mir einige Butterbrote zuzustecken. Diesen belegten Butterbroten ist es zu danken, daß ich überhaupt den letzten Akt der schönen Rolle als blinder Passagier glücklich durchführen konnte.

Tausendmal hatte ich mir unterwegs wiederholt, daß ich, einmal nach Honolulu gelangt, das bis dahin so gütige Schicksal nicht weiter versuchen würde und dürfte. Je näher ich aber der Insel kam, desto mehr dachte ich auch an die Schwierigkeiten der Landung und des gänzlich Unbekanntseins, das ich gegen meinen Platz im Schrank eintauschen würde. Schließlich stiegten aber neben meinen eigenen Überlegungen auch die Ratschläge guter Freunde. Sie meinten, und ich mit ihnen, daß mir vom amerikanischen Territorium die Überfahrt nach dem Festlande nicht weiter schwer fallen könnte. Wir beide meinten auch, daß es von dem parasitischen Honolulu, wo ich, ganz heruntergekommen, mich einige Tage hätte erholen können, nicht nur leichte, sondern auch vielfache Schiffsgelegenheiten gäbe. Zudem wollte ich meine schon recht opferwilligen Freunde keinen weiteren Gefahren aussetzen. Sie durften wohl auch von mir mit Recht erwarten, daß ich sie nicht unnötig kompromittierte. Wie sich später herausstellen sollte, war nicht eine dieser vielen, von allen Seiten angestellten Erödgungen zutreffend.

Ich aber entschloß mich damals, unter allen Umständen an dem, wie es in den Reklamen heißt, „unstreitig schönste Eiland der Welt“ zu landen.

Was ich am frühen Morgen durch das Kabinensfenster sah, erschien mir schön eigentlich nur auf Grund der dargeknüpften Vermutungen und Erwartungen. Es waren Hügel mit kurzen Buschwerkbeständen. In einer Niederung sah ich noch eine große Funkenstation. Dann mußte ich wieder blind und unsichtbar werden.

Nach Erledigung aller Formalitäten legte der Dampfer langsam am Pier an, gottlob mit der Steuerbordseite und nicht wie in Yokohama mit Backbord, wo unsere Kabine unmittelbar durch einen Balken des Piers verschlossen gewesen war.

Der Trubel der ersten Landung wich einer großen Ruhe. Die Passagiere waren an Land gelassen worden, das Ausladen hatte noch nicht begonnen. Wie würde es weiter gehen?

Wenn es die Umstände irgend erlaubten, hatte ich mich vorgenommen, mich unter die Passagiere zu mischen und die Bordsperrre zu passieren. Ein in Japan erstandener Sommeranzug, Strohhut und ein Stöckchen, das ja nun ein Bordbesucher tragen konnte, sollten mir hierbei helfen. Lange Zeit hörte ich an Bord nichts als das wohlbekannte Quallen der Dampfröhren, die Schritte verschiedener Boys, die sich in den verlassenen Kabinen amüßerten und ab und zu auch auf meine Klatsche drückten.

Endlich kommt ein Europäer hastig den Gang herunter. Noch ehe der Signaldruck ganz ausgeklungen ist, fliegt schon

der Riegel zurück. Es ist der freundliche Neutrale. Seine Nachrichten sind aber keineswegs gut. Der Krieg ist erst klärt und schon die „Ecuador“ derart an allen Ein- und Ausgängen bewacht, daß ein Durchkommen ganz unmöglich erscheint. Ich erkundige mich genau nach Wegen und Mitteln. Tatsächlich scheint es keine anderen zu geben als zu schwimmen. Mein Freund will mir nach Erforschung aller Gelegenheiten eine kurze Auskunft bringen.

In lautloser Stille treffe ich alle Vorbereitungen, packe meinen Anzug in seinen angeblich wasserdichten Gummimantel, rolle meine Banknoten in Guttapercha ein, prüfe die Länge der zusammengeschulten Kofferriemen und beobachte an den Bewegungen der Leute auf der gegenüberliegenden Mole, wohin ich mich selbst wenden könnte. Habe ich mich zu sehr gezeigt? Zwei verdächtige Gestalten starren dauernd nach meiner Luke hinüber. Patronisierend gehen sie auf und ab. Schließlich setzen sie sich in Deckung nieder. Es wird nun ganz dunkel, aber die Leute beobachten immer noch. Doch da kommt des Rätsels Lösung: ein kleines Lotsenmotorboot nimmt die beiden hinaus.

Draußen ist es nun ganz still bis auf die Ladeträne und ganz dunkel bis auf die Wogenlampen, die hoch am Mast zur Arbeit leuchten.

Es wird acht Uhr, und der Kundschafter ist immer noch nicht zurück. Neun Uhr; schon seit zwei Stunden hätte er da sein sollen. Zehn Uhr. Ich beschließe allein fortzugehen. Schon habe ich einen Abschiedszettel geschrieben, da erscheint er endlich. Auch dieses Mal mit ungünstigen Nachrichten. Die ganze südliche Seite des Hafens ist Marinereservat, an

der nördlichen keine Gelegenheit, an Land zu kommen. Ich müßte also durch den ganzen Hafen hindurch ins freie Meer hinausschwimmen, an der äußeren Leuchtboje wenden und mich so lange draußen vor der Küste halten, bis ich zwei Schornsteine passiert hätte. Wieder und wieder lasse ich mir die Route beschreiben und zeichne sie auf.

Gott sei Dank, endlich soll es losgehen! Wie Jäger auf Anstand lauern wir nur auf den Augenblick, wo der im gegenüberliegenden Schuppen aufgestellte schwarze Wächter im weißen Anzuge uns den Rücken wendet. Jetzt! Mein Kamerad hält mich zurück, er guckt ja gleich wieder. Inzwischen lasse ich im scharfen Schlagschatten des Schiffs das Kleiderbündel an einer langen Schnur langsam auf Wasser. Eine kleine Erleichterung zeigt, daß es unten angelangt ist. Auch die Riemen werden ausgeworfen. Da lasse ich mich nicht länger halten. Die Beine fahren zu dem kleinen, kreisrunden Loch hinaus, welches Unglück, weiß leuchtend mitten in den Lichtkegel hinein. Um den Riemen fassen zu können, muß ich mich im Fensterloch von der Rückens auf die Bauchseite drehen. Das Kunststück gelingt. Langsam hantele ich mich hinunter und gleite lautlos ins Wasser. Die Schnur wird abgerissen, und ich schwimme vorwärts.

Freiheit, dich kann man eigentlich recht nur in einem dunklen Schranke und nachher in den lauen Wogen des freien Meeres kennenlernen!

Zu Freudegefühlen, denen sich schon ein leichter Spott beimischen wollte, komme ich aber nicht recht. Ein Scheinwerfer am Hafeneingang wirft sein blühendes, bleiches Licht über mich hinweg. Gerade habe ich noch Zeit, mich

hinter das Kleiderpaket zu ducken, das ich vor mir herstoße. Bei dem verfluchten Licht ist an ein unbemerktes Entrinnen aus dem Hafen gar nicht zu denken. Jedes Stückchen Holz zeichnet sich ja auf dem Wasser ab. Mir bleibt nur eine Last, mich zunächst möglichst nahe dem dunklen Ufer und den davorliegenden Schiffsleibern zu halten und dann unmittelbar auf den Feind loszugehen, also unter der Mole vorwärts zu schwimmen, auf der der feindliche Operator (Posten) sitzt. Genau unter ihm mache ich eine Atempause. Wäre ich zu Scherzen aufgelegt, so könnte ich ihn mit der Hand am Hosenbein zupfen.

Ich warte nun so lange, bis er die Gegend, durch die ich kommen muß, gründlich abgeleuchtet hat. Als er sich wieder auf eine gegenüberliegende, ebenfalls von Militärposten besetzte Quarantäneinsel einspielt, stoße ich freudig vorwärts. Gleich bekomme ich ein Vorgefühl dessen, was es heißt, über ein Riff zu schwimmen. Aber es hilft nichts, ich muß zunächst die freie See gewinnen.

Ganz in der Nähe fährt ein Automobil, augenscheinlich vor einer Kommandantenwohnung, vor. Eine Dame wird abgesetzt. Sie schaltet im Hause das elektrische Licht ein. Ich sehe, in den Korallen kauend, einen friedlich gedeckten Tisch, eine recht traulich eingerichtete Wohnung. Welch schöner Gegensatz zu den Haifischen, die vor dem Riff meiner warten. Und doch fühle ich mich in der freien See wohl, nur das Kleiderpaket beginnt allmählich abzusacken. Das Geschick sorgt schon dafür, daß mir die Reisefreuden verdorben werden. Zu meinem Trost erkenne ich links von mir etwas wie zwei Schornsteine. Lieber noch weiter schwimmen;

dann geht es auf das Riff zu und darüber hinaus. Hier kann man weder schwimmen noch kriechen, noch laufen. Nur wenn man alles drei gleichzeitig tut und sich nicht scheut, Füße, Hände, Knie, Bauch und Gesicht aufzureißen, kommt man vorwärts.

Das Salzwasser heißt in die aufgerissenen Wunden. Allmählich macht sich auch die Nachtkühle und völlige Erschöpfung bemerkbar, über die mir die erste Aufregung hinweggeholfen hatte. Endlich wird das dunkle Ufer massiger, immer weniger Wasser deckt das Riff, ich stolpere, verrenkte mir in den Felsen die Zehen, komme aber endlich doch noch, ehe ich es erwartet hatte, mit meiner Zentnerlast auf festen Boden.

An Land!

Herrgott im Himmel, wie soll ich dir danken, du hast es wirklich gnädig mit mir gemeint! Doch selbst dieser Stoßseufzer will mir auf den Lippen ersterben, als ich nach der Stelle fasse, wo ich meine Barschaft umgehängt trage. Sie ist verschwunden.

Mit diesem Augenblick meines Lebens habe ich wirklich manche Sünde gebüßt. Denn was von Honolulu aus geschehen sollte, war größtenteils nur mit einigen Vermitteln zu machen. Und zu diesen half mir kein noch so genaues Abtasten des ganzen Bodens ringsumher. Auch nicht die immer wieder gleich verworfene letzte Hoffnung, die Rolle könnte bei der Drehung im Kabinenfenster in die Kabine gefallen sein. Aber schließlich, wenn es auch nicht ganz ge-

glückt war, so stand ich doch lebendig an Land und hatte insoweit keine Veranlassung, zu verzweifeln.

Energisch wrang ich alle meine Kleider aus, suchte einige wenige Scheine, die ich vorsichtigerweise in meinen Schuhen verborgen hatte, hervor, zog dann, als der Wind doch nicht recht helfen wollte, die nassen Sachen langsam an und machte mich bedachtsam auf die Wanderschaft. Die Stelle meiner Landung hatte ich vorher noch durch zwei Steinpyramiden bezeichnet.

Über einige Zäune gelangte ich auf die Straße. Es war für mich eine Freude ganz eigener Art, meine Gehwerkzeuge ihrer eigentlichen Bestimmung einmal wieder zuführen zu dürfen. Als ich nach etwa zwanzig Minuten den Schuppen passierte, bei dem unsere „Ecuador“ in friedlicher Nachtsille lag, und mir ausmalte, wie leicht es gewesen wäre, über die Brücke an dem Posten und den verschlafenen Zollbeamten vorbeizumarschieren, konnte ich mich eines höchst unnötigen Irrergefühls nicht erwehren. Das Schlimmste aber war, daß ich mir als nächste Aufgabe stellte, eine bessere als die eben benutzte Landungsgelegenheit ausfindig zu machen. Zum Unglück fand ich sie auch gleich: eine verlassene, im Bau befindliche Mole, die ich in höchstens fünfzehn bis zwanzig Minuten statt der zweieinhalb Stunden über das Riff erreicht hätte. So sehr ist der Mensch Theoretiker.

Um mich aber in der Praxis gleich wieder zu bewähren, suchte ich mir die Richtung, aus der der Wind kam, und ging ihm mit meiner nassen Jacke auf der einen und dem ebensfalls ganz durchnähten „wasserdichten“ Mantel auf der anderen Schulter, als lebendiger Trodensünder entgegen.

Von den Schönheiten Honolulu sah ich nichts, nicht einmal von den nächtlichen. Ein Makadamweg führte an kleinen, leichtgebauten, von Chinesen bewohnten Häuschen ins Freie hinaus, wo zwischen winzigen Villen immer weiter werdende Gärten lagen. Bis auf das Elektrizitätswerk, einen verschlafenen, dunkelfarbigem Polizisten und einen Posten vor einem hellen, luftigen Landhause, das ganz und gar nicht dem Begriff unserer Kaserne entsprach, war alles ausgestorben. Erst bei meinem Rückmarsch kam etwas Leben in die Straße. Der verschlafene Polizist war zwar ganz eingeschlafen, dafür zeigten aber reitende und Motorradpatrouillen, daß Honolulu sich des Kriegszustandes wohlbewußt sei. Ohne genauer hinzusehen, lief ich an einem erleuchteten Bäckerladen vorbei. Der Wind, der mir die Gerüche frischen Weißbrotes nachtrug, veranlaßte mich denn doch, umzukehren und meiner drei Wochen so schwer vernachlässigten Leiblichkeit zu gedenken.

Eine kleine Südchinesin, die Weisersfrau, bediente an den Kaffeetischen. Auf der geschuerten Holzplatte standen große Kübel mit prachtwollem Hawai-Rohrzucker. Die Gäste waren recht merkwürdige Gestalten. An meinem Tisch hatten sich rechts zwei Mulatten und ein Kanake, alles schwerbewaffnete Mitglieder der amerikanischen Armee, niedergelassen, um zu einem Kaffee ihre Frühwaffeln zu verzehren. Links saßen zwei alte Japaner, von denen der eine nicht weniger als acht gehäufte Löffel Zucker seiner Kaffeetasse zuführte. Augenscheinlich wußte er genau, in wie kurzer Zeit Zucker sich in Blut umsetzt. Nur die wilden Krieger fanden bei vollen Backen Zeit zum Sprechen. Sie waren gerade

auf Spionenjagd begriffen und teilten der chinesischen Wirtin zu meiner größten Belustigung mit, daß sie nur einmal einem von den Deutschen begegnen wollten, sie würden ihm dann zeigen, wie ein echter Amerikaner die Welt für die Demokratie sicher macht. Die Verteidiger der Weltdemokratie saßen dann auf. Ich zahlte mit einem nassen Dollarschein und ging, um zunächst an der Landungsstelle noch einmal nach dem verlorenen Gelde zu suchen. Unterwegs schon merkte ich, daß mein durchs Wasser gezogenes Kostüm für Honolulu gerade den richtigen Ton getroffen hatte. Alles, auch die besseren Leute, ging in Hemdsärmeln, ungepflegt und schmutzig.

Nach der ersten Begegnung mit amerikanischen Soldaten vergnügte es mich königlich, wie der Posten vor der Bank von Hawaii, auch ein Mulatte, ganz ohne sichtbare Veranlassung mir eine militärische Ehrenbezeugung erwies. In meinem Kostüm hatte ich doch gewiß nichts Militärisches, und selbst wenn ich es gehabt hätte, woher hätte er ein Verständnis dafür genommen? Tatsache war, daß er lediglich auf einen prüfenden Blick meinerseits präsentierte, aber, wie zur Entschuldigung dieser kriegerischen Maßnahme, ein „morning“ hinzufügte. Da ich amerikanischen Massedunkel nicht teile, so antwortete ich mit einem strahlend aufgenommenen: „Good morning, Sir.“

Alles, was ich hiernach in Honolulu erlebte, war weniger anrüchlich. Das Geld fand ich nicht. Überdächtigt war ich auch. In eine Spielbank wollte ich nicht gehen, in ein besseres Hotel konnte ich nicht gehen, Freunde und Bekannte hatte ich nicht, kurz, das paradiesische Eiland zeigte mir keinen

seiner so oft verkündeten Reize. Nachdem ich mich indessen ganz primitiv wieder ausgerüstet und meine Sachen in einem kleinen chinesischen Kleiderladen hatte aufhängeln, auch von einem Chinesen liegend mir die Haare hatte schneiden lassen, fand ich eine gute bescheidene Familienpension.

Eine Fahrkarte nach San Franzisko

Eine Gelegenheit, von Honolulu fortzukommen, war schnell ermittelt. Auf der Agentur der Dampferlinie erlebte ich aber eine neue, schwere Enttäuschung. „Sind Sie amerikanischer Staatsbürger?“ „Nein.“ „Dann bitte ich Sie, diesen Zettel auszufüllen und mir ein Zeugnis über ihre vorschriftsmäßig erfolgte Einwanderung von den Einwanderungsbehörden beizubringen.“ Das sagte ich mit schlechtestem Gewissen zu und verschwand.

Ein derartiges Zeugnis beizubringen war mir natürlich unmöglich. Durch einen Schwindel mir über die gesetzlichen Vorschriften hinwegzuhelfen, lag mir nicht. Wohl gab es verschiedene Möglichkeiten, die klugen Vorschriften der Herren Amerikaner zu umgehen, beispielsweise dadurch, daß ich von einem Amerikaner mein Billett nehmen ließ oder dem Angebot eines Familienvaters folgte, statt seiner mit Frau und vier Kindern, ohne damit weitere Verpflichtungen zu übernehmen, nach dem Festlande zu reisen. Ich beschloß, dem unerträglichen Zwitterzustand ein Ende zu machen und mich bei den amerikanischen Behörden zu melden.

Um nicht ohne Not unzuständige Persönlichkeiten, die mir ihrer Sensationsfucht der Sache sicher sehr geschadet hätten,

damit zu befragen, wandte ich mich an den unsere Interessen vertretenden spanischen Konsul. Dafür, daß dieser mir die Bekanntschaft des amerikanischen Generalsstaatsanwalts von Honolulu vermittelte, kann ich ihm nur von Herzen dankbar sein.

Der Generalsstaatsanwalt hörte am nächsten Morgen meine sachlich gehaltene Erklärung mit gütiger Teilnahme an und sagte mir zu meiner Beruhigung: „Ich nehme Ihre Worte zu hundert Prozent. Ich werde nach Washington telegraphieren und bitte Sie lediglich, in der Stadt zu bleiben und mit niemandem zu sprechen!“ Er war es auch, der, als ein englandfreundlicher Agent mir später eine Fahrkarte nach San Franzisko nicht verkaufen wollte, meine Überfahrt ermöglichte.

Amerika war doch weniger enttäuschend, als ich dachte

Der letzte Weg

Angel Island

„Bleiben, bitte, bis auf weiteres an Bord des Schiffes,“ sagte mir im Flüsterton der amerikanische Zollinspektor bei der Einfahrt ins „Goldene Tor“. Die hinter meinem Namen in der Passagierliste geschriebene Bemerkung konnte ich leider nicht lesen. Den Reportern, die anderen Deutschen so gefährlich geworden waren, konnte ich gar nicht auffallen. Ich hatte an Bord nur mit einer Person gesprochen, und das war ein lebenswürdiger amerikanischer Richter, der, auch wenn er mehr von mir gewußt hätte, mich nie in eine Verlegenheit gebracht haben würde.

Sobald wir uns der Küste näherten, bekam der jüngste Schiffsoffizier den Auftrag, mich nicht aus den Augen zu lassen. Überallhin folgte er mir, so daß ich ihm schließlich erklärete, ich würde ihm zum Gefallen auf dem Oberdeck stehen bleiben. Nach über einer Stunde durfte ich das Schiff verlassen, meine Sachen wurden untersucht, und ich selbst wurde aufgefordert, in einem Kraftwagen Platz zu nehmen. Dieser wartete, bis ein Herr, der mir als Steward schon an Bord aufgefallen war, mit einer Dokumentenmappe sich rücksichtslos in den Fond warf und die Abfahrt befohl.

Der Name des kleinen Dampfers, den wir kurz danach bestiegen, zeigte mir an, daß es nach der Auswanderer- und Gefangeneninsel Angel Island ginge. Der Beamte und die Schiffsmannschaften waren in ihrem Ton auf die Behandlung von Russis gestimmt.

In der großen Wartehalle des Einwanderungsbüreaus wurde uns zunächst einmal Gelegenheit gegeben, zweieinhalb Stunden amerikanische Beamte bei der Arbeit zu beobachten. Wir schimpfen ja über alles in Deutschland, vornehmlich aber auf die Reichs- und Staatsbeamten. In Amerika ist das Publikum nachsichtiger, vielleicht, weil die Beamten so viel mehr Rücksicht verlangen als bei uns. Mit jedem Präsidenten wechselt nicht nur der größte Teil der eigentlichen politischen, sondern auch eine Mehrzahl der subalternen Beamten. Während bei uns der kleinere und mittlere Beamte wenigstens eine langjährige Dienstverziehung und eine gewisse Geschäftserfahrung, wenn auch nicht immer Geschäftsgewandtheit besitzt, so gehen diese Eigenschaften dem amerikanischen Kollegen in vielen Fällen vollständig ab. Er ist zwar kein Pedant, dafür aber versteht er von seinem eigenen Geschäft nichts. Er ist zwar im allgemeinen nicht unliebenswürdig, dafür aber muß man dreimal so lange wie bei uns auf „Abfertigung“ warten. Ich habe es erlebt, daß Beamte nicht einmal die gebräuchlichsten Formulare ihres eigenen Dienstes kannten, sondern sich erst in Gegenwart des Publikums langsam zum Verständnis ihres Inhalts durcharbeiten mußten. Außer bei wenigen, allerdings vorzüglichen, höheren Beamten schien das, was wir mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue bezeichnen, durchweg zu fehlen. Auch sah ich viele Kinder mit weißen Haaren unter diesen häufig in den Räumen hin- und herziehenden, anscheinend nirgends sesshaften Beamten.

Also ich mußte warten, warten und wurde nicht abgefertigt. Schließlich erschien ein wohlkräftiger und wohlmeinender

ältester Herr. Er bat mich, einem jungen Mann zu folgen. Ich stieg hinter meinem Wärter drein, durch Anlagen hinauf nach einem auf einem Seitenhang liegenden Gebäude. Oben angekommen, wanderten wir durch verschiedene Korridore, die lebhaft an die neue Hauspyramide in Berlin erinnerten. Nur waren sie etwas weniger sauber gehalten. Oben wurde mir ein Zimmer angewiesen, die Tür fiel hinter mich ins Schloß, ich war auf Angel Island gefangen. Die Bitternis dieses Gefühls kann eigentlich nur der ermessen, der so oft und so lange wie ich schließlich in den vergangenen zwei Jahren um meine Freiheit hatte kämpfen müssen. Nun war ich ihrer sogar ohne Kampf beraubt.

„Are you the german boy?“ fragte in teilnahmsvollem Ton ein gutmütig dreinschauender Wärter. „German, yes, boy, no,“ antwortete ich ihm so kurz, daß er schleunigst sich zurückzog und mir einen höflichen Philippino in die Stube schickte, der sich nach meinen Essenswünschen erkundigen sollte.

Lange Stunden brauchte ich, bis ich meine Bitterkeit so weit zurückgedämmt hatte, um den rührend für mich besorgten irischen Wärter in seiner ganzen menschlichen Bravheit zu würdigen. Er sah es mir an, wie sehr mir der ganze unerquickliche Zustand zu Herzen gieng, mehr, als er sich eigentlich erklären konnte. Hatte ich doch ein Bett und auch zu essen! Aber gerade dieser Umstand begründete seinen ungewöhnlichen Anteil. Allmählich erst begriff ich aus den Äußerungen des Wärters und denen der Nachtpflegerin meine Lage. Man hatte mich wohl, um mich von den übrigen getrennt zu halten, nicht in dem gegenüberliegenden Einwandererhaus, sondern im

Hospital interniert. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die sämtlichen ichs deutschen und österreichischen Passagiere der „Ecuador“ ebenfalls verhaftet und drüben untergebracht worden waren. Man sagte ihnen die allergefährlichsten Absichten nach.

Das Hospital diente nicht nur Kranken zwecken, sondern in erster Linie der großen bakteriologischen Untersuchung, die jeder einwandernde Chinese oder Japaner durchzumachen hat. Deutet der Befund auf das Vorhandensein von Würmern, die in den seltsamsten Varianten vorkommen, so werden die Leute einer Kur und längerer Beobachtung unterworfen. Das Hospital ist dauernd von sechzig bis achtzig Patienten, zu einem Drittel etwa weiblichen Geschlechts, besetzt. Bis auf die Chinesinnen sind die Leute außerordentlich süßsam und bedacht, ihre Einwanderungschancen nicht durch schlechtes Benehmen zu verringern. Zur Einwanderung zugelassen werden nur die in Amerika geborenen Söhne von in San Francisco bereits ansässigen Kaufleuten. Trotz genauer Identifizierungsmaßnahmen gelingt es aber doch einer ganzen Anzahl chinesischer und japanischer Arbeitskulis, sich unter dem Sohnestitel nach Amerika hineinzuschmuggeln.

Am Tage nach meinem „Einzug“ auf der Engels-Insel fand ein eingehendes Verhör statt. Ich wußte, daß hiervon, wenn nicht alles, so doch außerordentlich viel abhängt. Mein Plan war einfach die Fortsetzung des von mir stets auf der Reise und meist mit erstaunlichem Erfolg innegehaltenen Programms: die Wahrheit und die Tatsachen für mich sprechen zu lassen und den Gegner zu fassen, sobald er sich in eine unsichere, nur durch Kombinationen gedeckte Stellung begäbe. Der mich vernehmende Sonderagent des Justizdepartements in

Washington sollte eigentlich nur das zur Identifizierung meiner anscheinend mythischen oder mythischen Person nötig erfahren. Aus seinen Fragen merkte ich, daß er sowohl von den Österreichern wie aus anderen Quellen eine Reihe Einzelheiten wußte; überließ ich diese Tatsachen seiner eigenen scharfen Kombinationsgabe als Detektiv, so konnten sie Unheil anrichten. Ich erzählte ihm deshalb so vieles und so bestimmt Gegenständliches, daß seiner eigenen Erfindungsgabe kaum noch ein Spielraum mehr übrigblieb.

Auch mit seinen Überraschungskünsten, dem einzigen, was ich ihm bei der sonst in freundschaftlicher Form geführten Verhandlung etwas krumm nahm, hatte er kein Glück. Ja selbst der Umstand, daß ich einige merikanische Dollars besaß, im Zusammenhalt mit der Tatsache, daß ich etwas Spanisch sprach, reichte für eine ihm erwünschte sensationelle Entdeckung nicht aus. Gleich befriedigt, ich von dem vielen, was ich erzählt hatte, und er von dem, was er gehört hatte, schloß die Vernehmung. Das Ergebnis aller meiner Bemühungen, die ich durch eine sofortige Sachdarstellung an den Vertreter der deutschen Interessen, den schweizerischen Gesandten, zu verbreitern suchte, sollte sich lange nicht zeigen.

Ich bekam noch ausführlich Gelegenheit, die Einrichtungen von Angel Island zu studieren. Im Laufe einer wachsenden Freundschaft mit dem Bakteriologen, als man sich von meiner Ungefährlichkeit mehr und mehr überzeugt hatte, erhielt ich Gelegenheit, durch sein Mikroskop zu schauen, ihm aus französischen wissenschaftlichen Werken einzelne Stellen zu übersetzen, mit ihm allabendlich eine längere politische Diskussion zu führen und schließlich sogar von dem lebens-

Reisedaten der Expedition

Ausreise

Ab Berlin	14. April 1915
Ab Konstantinobel	Mitte Mai 1915
Alleppe	20. Mai 1915
Bagdad	31. Mai bis 4. Juni 1915
Überschreitung der persischen Grenze	8. Juni 1915
Kirmanischah	13. bis 17. Juni 1915
Teheran	21. bis 24. Juni 1915
Jesfaban	Juni bis 1. Juli 1915
Majin (Beginn des Wästenmarsches)	4. bis 6. Juli 1915
Tebkes	23. bis 30. Juli 1915
Aufsträuch	4. bis 10. August 1915
Durchbruch durch die feindlichen Linien	18. August 1915
Segdun	21. August 1915
Afghanische Grenze	22. August 1915
Derai	25. August bis 7. Sept. 1915
Rahm	1. Oktober 1915

Heimreise

Ab Kabul	21. Mai 1916
Kalsabed	5. Juni 1916
Sichthessische Grenze	27. bis 30. Juni 1916
Hartent	7. bis 13. Juli 1916
Kaschggar	14. bis 19. Juli 1916
(Marsch durch die nordchinesischen Wästen)	
Wüste Gobi	Oktober 1916
Amst (Witchinas Grenze)	17. Oktober 1916
Kantschou	Ende Dezember 1916
Miensche (Eisenbahnstation)	24. Dezember 1916
Kantau	27. Dez. 1916—27. März 1917
Shanghai	1. April 1917
San Francisco	1. bis 15. Mai 1917
Dem Port	20. Mai 1917
Salifar	21. bis 25. Mai 1917
Brezen	4. Juni 1917
Berlin	9. Juni 1917



würdigen Apotheker des Hospitals wissenschaftliche Artikel in Zeitschriften und Zeitungen zur Begutachtung zu erhalten. Ich brauchte aber auch einigen Trost, denn die Unsicherheit meines Geschickes und das Bewußtsein, unfrei zu sein, wirkte außerordentlich niederdrückend.

Ich sah es ja mit eigenen Augen an den Kapitänen der internierten deutschen Schiffe, wohin ein gesunder, arbeitsdurstiger, kräftiger Mensch bei diesen Freiheitsbeschränkungen kommen mußte. Die Kapitäne besaßen noch dazu eine gewisse Bewegungsfreiheit, sie konnten außerhalb der Dienststunden sich vor dem Hause und auf der Mole von Angel Island frei bewegen. Lebhaft steht mir das Bild des einen Offiziers vor Augen, der stets während der freien Zeit im Hemde und mit zwei großen Steinen hantelnd umherlief. Ein wirklicher Trost für uns Deutsche, und nach meinen Wahrnehmungen auch für die Leute drüben in der Einwanderungsbaracke, war der Besuch einer Diakonissin, die, ohne Bekehrungsversuche zu machen, besonders wirkungsvoll uns den Geist christlicher Liebe praktisch verkörperte.

Schon hatte ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, wenigstens für kurze Zeit in einem der großen neugeplanten Internierungslager weilen zu müssen, weil an eine Flucht von Angel Island bei der dauernden Bewachung durch Torpedoboote nur schwer zu denken war, als eines Tages eine mir wohlbekannte Gestalt den Berg zum Hospital heraufkam. Es war ein deutscher Konsul — zu mir kam er als Freudenbotschafter.

Die amerikanische Regierung hatte meine Freilassung verfügt. Mißtrauisch, wie der Mensch im Laufe so durchlebter, schwerer Jahre wird, hatte ich darauf zunächst nicht

eingehen, sondern auf der vollen Erfüllung meiner Forderung, nämlich Anerkennung des Anspruchs, als Diplomat behandelt zu werden, bestehen wollen. Doch ließ ich mich bald überzeugen, daß ich diese Forderung besser in Freiheit als von Angel Island aus durchsetzen könne.

Nun nahm ich herzlichen Abschied von meinen Leidensgefährten, von den freundlichen Wärtern und den neu gewonnenen amerikanischen Bekannten. Eine Stunde später war ich in der Gesellschaft von deutschen Herren, die der Abbruch der Beziehungen zwischen uns und China zu ihrer aller Freude aus dem Reiche der Mitte verbannt hatte.

Amerika durchs Wagenfenster

Frei fuhr ich schon am nächsten Tage der Ostküste der Vereinigten Staaten zu, allerdings ganz frei noch nicht, denn die Wagen, die der deutsche Konsulatstransport genommen hatte, begleiteten mehrere Detektive, darunter sogar ein weiblicher. Mit einem von den Herren schloß ich besondere Freundschaft. Es war ein guter, athletisch gebauter Witwer, der, still in sich geteiert, die Mühen der ihm nichts Neues mehr bietenden Eisenbahnfahrt auf sich nahm. Mir erzählte er, daß er an Bord der „Ecuador“ mitgefahren sei. Nach der Beschreibung, die ich mir von jedem der Passagiere hatte geben lassen, konnte er niemand anders sein als jener vielinteressierte Geistliche, der in Denver eine Privatkunstschule zu leiten vorgegeben hatte.

Die Reise durch Amerika bot, wie doch die meisten Eisenbahnreisen, nur herzlich wenig Interessantes. Einigermassen

war man nur von den gewaltigen Länderstrecken überrascht, die ödlich unkultiviert, zum größten Teil sogar noch brach liegen. Ganz meiner Vorstellung von Amerika entsprachen die Bethlehems-Stahlwerke, wo immer neue Hochöfen entstehen, um Tag und Nacht dem unerfättlichen Rüstungsbedürfnis unserer Feinde zu dienen.

Chicago machte mir den Eindruck einer großzügig angelegten, aber seelenlosen Stadt. Nirgends fand ich eigentlich eine erquickliche Pflege der Einzelanlagen. Wie ich dazu kam, Chicago zu sehen? Auch unter sicherem Geleit auf der Fahrt von einem Bahnhof zum anderen. Ein weiblicher Detektiv, dessen Federboa bald ihm, bald mir um die Nase flatterte, steuerte das Automobil. Ein starker Mann führte die übrige Aufsicht.

Am Nachmittag des fünften Reisetages langten wir in New York an. Auf dem Bahnhof stand eine auserlesene Garde des New Yorker Geheimdienstes. Dieser hat sich in Amerika eine bestimmte Physiognomie angewöhnt und ausgebildet. Massige Männer, die nachts gut schlafen und, wenn man sie bei Tage scharf ins Auge faßt, eine möglichst unverlegene Haltung einzunehmen suchen. Erkennt, verlieren sie meist ihre Sicherheit. Hierbei darf nicht unbemerkt bleiben, daß mit dem Kriege die Zahl der Geheimagenten — Männer und Frauen, zum größeren Teil freiwillige — sich vervielfacht hat. Die Zahl derjenigen wenigstens, die sich für einen solchen Beruf bei Ausbruch der Feindseligkeiten meldeten, war erheblich. Die ganze Rolle scheint dem starken Bedürfnis des Amerikaners nach Romantik und Sensation bei all seiner Nüchternheit zu „liegen“. Diese nüchternen Romantiker also nahmen uns in Empfang und

geleiteten jeden einzelnen der Konsulatsgesellschaft persönlich oder mit Blicken an Bord des Länders.

Für mich hatte einer der Herren eine gute Nachricht. Mein „sicher's Geleit“ war bewilligt. Allerdings konnte diese Nachricht ein besonderes Gefühl wahrer Freude nicht recht auslösen. Hatte ich doch nicht umsonst sechsundzwanzig Monate schwerster seelischer Eindrücke hinter mir. In deren Ende erschienen mir freundliche Empfindungen als unerschwinglicher Luxus. Ganz im stillen — ich hoffe dadurch nicht in den Ruf der Abenteuerlichkeit zu kommen — tat es mir leid, die Engländer nicht noch einmal enttäuschen zu können. Aber sie wußten wohl, warum sie mir den „safe conduct“, den Geleitpaß, gegeben hatten. Es war kein wirklicher Irrtum, wie einzelne meiner Freunde glaubten. Ein Irrtum hätte nur darin gefunden werden können, daß sie mir jenen Paß nicht schon vor einem Jahr, als ihn der Emir beantragte, gewährt hatten. Aber so widerspruchsvoll es klingen mag, der Hauptgrund für die Gewährung war der Eintritt Amerikas in den Krieg und der damalige Besuch der beiden Nationalhelden Joffre und Balfour in den Vereinigten Staaten. Amerika hatte nun als kriegsführende Macht mitzureden. In den Köpfen seines Präsidenten und vieler anderen Leute spukte neben anderen, sehr materiellen Beweggründen ein, wenn auch zum größten Teil eingebildeter, gänzlich irreführender Idealismus. Da gehörte es zum System der politischen Reklame, daß nicht gleich an der Hand einer unbestreitbaren Tatsache die Lügenhaftigkeit der alliierten Evangelien von Gerechtigkeit und Menschlichkeit der Welt vor die Augen geführt werden durften. So konnte man vermuten.

Unter deutscher Flagge

Um so weniger unrecht tun, als, von ganz ungehörigen Bemerkungen eines Schiffsoffiziers abgesehen, die Untersuchung in Halifax glimpflich abließ. Alles atmete erleichtert an Bord auf, als die dreifache Unterseesperre des kanadischen Hafens hinter uns lag.

Die Fahrt war stürmisch, immerhin kam unser norwegisches Schiff, das, erst bei Kriegsanfang in Dienst gestellt, fast durch jede Reise die hohen Baukosten mit hundert Prozent verzinst, gut vorwärts. Sehr drollig war es zu beobachten, wie nach Halifax die gesamte, trotz hoher Löhne mürrische Mannschaft und Bedienung plötzlich um eine merkliche Note deutschfreundlicher wurde. Die Blockadeprovinzen wirkten auf die einzelnen Passagiere ganz verschieden. Während ein Tageschriftsteller, wie seine Freunde versicherten, ein geistreicher Mann, richtig damit kokettierte, daß er sich als Feigling erklärte — und aus diesem Gesichtspunkt hat, ihm die prozentuale Wahrscheinlichkeit einer Torpedierung zu nennen, konnte sich eine Dame, Amerikanerin von Geburt, keine schönere Sensation vorstellen, als eines Nachts unsanft von einer platzenden Sprengladung aus dem Bett geworfen zu werden. In einem Punkte stimmte ich dabei mit ihr überein, daß ich auch ganz gerne gesehen hätte, wie sich bei der Gelegenheit Mannschaft und Männer aufgeführt hätten. Wir kamen aber um diesen Nervenreiz.

Eines Tages atmeten wir kühle Landlüfte von den Schären, fuhren dann durch die in prächtiger Frühlings-

herbheit grünenen Fjorde und lagen schöne, kurze Stunden
danach vor dem alten grauen, leicht in den Wasserdünsten
eingebetteten Bergen. Der Geist einer uns vertrauten Ges-
schichte, der Geist der unternehmungstühtigen, alten Hanse
grüßte von den vielgestaltigen Türmen, den grünen Schloß-
dächern und den traulich kleinen Anlagen, die unseren völk-
erlichen Geföhlen so viel mehr entsprechen als die nur aus
weiter Ferne wirkenden Wolkenträger Amerikas. An
Backbord setzte sich ein unscheinbarer Dampfer gerade in
Bewegung, und doch war es für uns Deutsche ein ergreifens-
der Augenblick. Unsere ganze deutsche Reisegesellschaft
atmete auf. Vom Heck des Schiffes wehte die schwarz-weiße
rote Flagge! Alles lief, sie stumm oder laut zu grüßen.

Mich bewegte ihr Anblick in den innersten Tiefen, mehr
noch als einige Tage später das Wiedersehen des heimats-
lichen Bodens. Die Flagge war uns das Symbol, daß bis
hierher noch deutscher Einfluß reiche, daß hier schon die starke
Macht des ganzen deutschen Volkes mit ihrer gewaffneten
Wehr hinter uns stand, daß wir schon hier nicht mehr hilf-
los jeder Feindseligkeit ausgesetzt waren, daß ich nicht, wie
so oft in den sechsundzwanzig langen Monaten, allein stand,
sondern als Glied des großen Ganzen in ihm nun bald
wieder aufgehen durfte.

Die folgenden Seiten werden
freundlicher Beachtung empfohlen